Chinesische kultstätten und kultgebräuche, mit 53 bildern und ...

Martha Burkhardt

Martha Burkhardt

Chinesische Kultstätten und Kultgebräuche





Opferpuppen

Martha Burkhardt

Chinesische Kultstätten
und
Kultgebräuche

Mit 53 Bildern und Zeichnungen
der Verfasserin



Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich

Titelschrift von Paul Renner

Meiner lieben Freundin
Meta Kirchner
in Fürstenfeldbruck
zur steten Erinnerung
an unsere gemeinsamen
Asienfahrten.

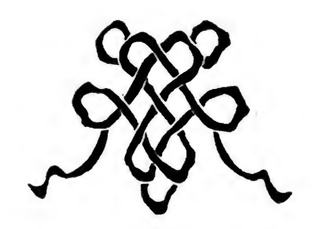
Die Wahrheit ist in Wahrheit ganz nur eine,
Bei Gott ist sie in sich, beim Menschen nur im Scheine.
Und wenn der Mensch in sich will Gottes Wahrheit spiegeln,
So muß er einen Schein mit ihrem Bild besiegeln.

Sieh einen Wahrheitsglanz in jedem Schönheitsschein,
Nur bild als Wahrheit ganz dir nie ein Einzles ein.

Mit diesem Blick sieh an die Welt und dieses Buch,
In diesem Sinne löst sich jeder Widerspruch.

Fr. Rückert

Inhalt



T'ien tan
Der Himmelsaltar

Zum T'ien, zum Himmel, zum unkörperlichen Allmächtigen, „dessen Wirkungsweise ohne Laut und Geruch", haben, soweit die Geschichte zurück zu verfolgen ist, alle Kaiser Chinas gebetet. Diejenigen des Altertums sowohl als auch die spätern, von welch letztern viele daneben buddhistische und taoistische Idole verehrten.

Der Drachenthroninhaber, der in den Augen der Chinesen der „Sohn des Himmels", der Herr der Welt ist, scheint seit Tausenden von Jahren die Vermittlerrolle zwischen dem Himmel und dem Erdenvolke innegehabt zu haben. Der Himmel, der geschickelenkende Unabbildbare, auch Shang-ti, „Höchster Herrscher" genannt, ist viel zu hoch und erhaben, als daß gewöhnliche Sterbliche sich unmittelbar an ihn wenden könnten. Bis zu der Zeit, da der Buddhismus dem Volke Götzen brachte, durfte es nur zu seinen Ahnen beten.

Von uralters her hat der Chinese, so oft er mit dem Jenseits in Beziehung trat, dessen Mächten Opfer dargebracht. So tat auch der Kaiser, wenn er den Himmel um Segen für die Menschheit anflehte, oder ihm für Wohltaten dankte. Seine Opferdarbietungen pflegten im Altertum auf hohen Bergesgipfeln vor sich zu gehen. Der chinesischen Geschichte zufolge stieg schon vor viertausendfünfhundert Jahren vom T'aischan, dem heute noch heiligsten aller heiligen Berge Chinas, Weihrauch auf zum Shang-ti, zum höchsten Herrscher, dargebracht vom Kaiser Yü, dem großen Erbauer der Wasserwerke Chinas. Nach ihm hat während Jahrhunderten ein jeder Kaiser mindestens einmal da oben geopfert. Später dann aber nur noch von jeder Dynastie ein Throninhaber. Der T'aischangipfel war eben nur unter größten Mühsalen und Entbehrungen zu erreichen und die Himmelssöhne begannen es für hinreichend zu erachten, wenn sie auf einem runden Erdhügel in der Nähe Djing Dus,

der Haupt- und Residenzstadt (von uns Peking genannt), opferten. Im 15. Jahrhundert war dann dieser Opferhügel von einem Mingkaiser in den heute noch stehenden, im 18. Jahrhundert aufgefrischten T'ien-tan, Himmelsaltar, ausgebaut worden. (Siehe Abb.)

Weit ausgedehnte Parkanlagen, ungezählte Tempelgebäulichkeiten und Mauerzüge umgeben diesen Altar, wohl den größten Altar der Welt. Die äußerste Mauer der Tempelanlage hat eine solche Ausdehnung, daß sie bequem eine ganze Stadt umfassen könnte, und eine Höhe, die keinem Unberufenen Einblick in das Heiligtum gestattet, säße er auch auf einem der Kamele, die in Karawanen täglich an ihm entlang ziehen.

Zur Zeit unseres Aufenthaltes in Peking, im zweiten Jahre der Republik — als es in China keinen Kaiser, keinen Himmelsvermittler mehr gab — hatte der Himmelstempel so viel an Heiligkeit eingebüßt, daß sogar wir Fremde (allerdings durch Vermittlung der deutschen Gesandtschaft) Eintrittserlaubnis in die einst abgeschlossenste aller Kultstätten erhielten.

Tagelang konnten wir das großzügig angelegte Tempelgebiet durchstreifen, darin arbeiten, träumen und uns versenken „in das, was einst war und in das, was noch ist". Vorher schon hatten wir des öftern von Pekings Stadtmauern oder vom hohen Glockenturm aus nach der bedeutungsvollen Stätte gespäht. Wie ein großer, weiter Waldpark war sie uns erschienen. Nichts war zu erblicken von dem gigantischen Altarbau, nichts von den ihn umgebenden Hallen und Toren. Über die dunkelgrünen Baummassen ragt nur der pagodenartige Ki-nien-tien (der Tempel des glücklichen Jahres) mit seinen sich schirmartig übereinander ausbreitenden Dächern, die mit Porzellanziegeln bedeckt sind, deren Blau so intensiv ist, daß man glauben könnte, die Bläue des Äthers sei nur eine Ausstrahlung dieses seltsamen Gebildes.

Wie wir das erstemal Einlaß in das Himmelsheiligtum bekommen hatten und von dessen imposantem Toreingang aus nach längerem Wan-

Abend im Himmelsaltarbezirk



Ki - nien - tien

dern durch stillehrwürdige Baumalleen uns diesem Ki-nien-tien nähern, wird uns energisch „Halt" geboten. Der Wächter an einem der hausähnlichen Tore dieses Tempelbezirkes verwehrt uns mit hochfahrender Gebärde den Eintritt zum Tempelgebäude. Nur das erste und das zweite der drei dreitürigen Vorhoftore dürfen wir durchschreiten und müssen von da aus das Heiligtum betrachten, dessen Dächer wir so oft von Stadtmauerspaziergängen aus begrüßt, und von dem uns erzählt worden ist, daß in ihm der Kaiser alljährlich den Himmel um gesegnete Ernte angefleht.

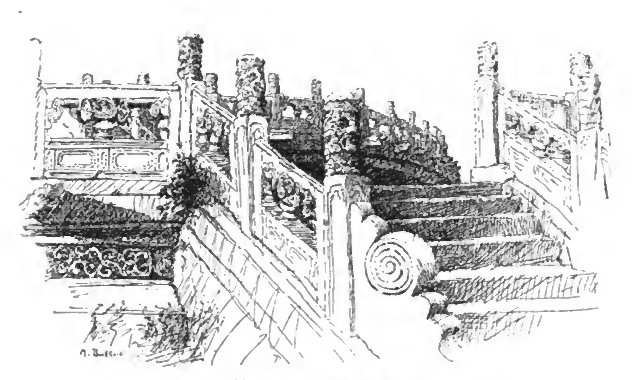
Drei prunkvolle Marmorterrassen bilden den Unterbau des Turmtempels, der früher die Ahnentafeln der verstorbenen Kaiser der jeweilen regierenden Dynastien barg. Märchenhaft schöne, vom Alter gebräunte Holzsäulen und Balken tragen die Porzellandächer und ver-

binden die Holzgittergefüge, die, mit weißem Papier hinterspannt, die Wände bilden. Das spärliche Licht, das durch die letztern durchzudringen vermag, hatte früher der stummen Gesellschaft der verstorbenen Majestäten wohl genügt. Aber jetzt, im demokratischen Zeitalter, sind die Namenstafeln der hohen Herrschaften ausquartiert worden. Das einst so stille Gelaß ist nun Parlamentssaal und Schauplatz heftiger Dispute. Sperrangelweit stehen seine Türen offen, über denen sich zwei fünffarbige Fahnen, die Abzeichen der Republik China, kreuzen. Den unbezopften, aufgeweckten jungen Leitern der blumigen Republik behagte das mystische Halbdunkel des Rundsaales nicht.

Wir wenden uns rückwärts. Durchschreiten wieder die Torgebäude und noch viele andere Tore und Torbogen. Die Einzelbezirke der Tempelanlage sind stets wieder von Mauern eingeschlossen. Durch den Park, der Ruhe atmet, Friede und Feiertagsstimmung, über marmorgepflasterte Wiesenwege vorbei an vielen Gebäulichkeiten, darin die zur Opferzeremonie nötigen Gegenstände aufbewahrt sind, gelangen wir zum Mittelpunkte des Heiligtums.

Plötzlich hat man vor sich zwei niedrige, in weiten, kaum übersehbaren Kreisen sich ausdehnende Mauern, die den T'ien tan umgürten, den Altar, der sich unter freiem Himmel erhebt. Hehr und feierlich liegt er da, der Altar der Altäre, in friedvoller Abgeschiedenheit, ferne dem Alltag, in unalltäglicher Schönheit.

Aus blendendweißem Marmor ist der imposante kreisrunde Dreiterrassenbau mit seinen Treppen, Balustraden und Pfeilern. Weiß sind auch die Marmorplatten des ihn umgebenden Geländes, weiß die zwölf zu ihm führenden Marmorstraßen, weiß die vierundzwanzig über diesen Straßen sich wölbenden Tore. Aber rot — rot wie Blut — sind die Mauerzüge, die ihn umrahmen, und blau — vom Blau der Saphire — deren Porzellanbedachung. Dunkelgrüne Baumgruppen, saftiggrüne Wiesen und violette Bergketten bilden den Hintergrund.



Treppe am Himmelsaltar

Nachdem wir einer der Marmorstraßen gefolgt, dann eine der genau nach Süden, Osten, Norden und Westen liegenden Altartreppen erstiegen, über die oberste der Altarterrassen gewandelt und im Mittelpunkte angekommen, entschwindet fast plötzlich die frohfarbene Herrlichkeit unseren Augen. Wir sind auf der Stelle angelangt, da der höchste irdische Herrscher vor dem höchsten himmlischen Herrscher Kotau zu machen pflegte, auf der Stelle, da der Kaiser von China, wenn er auf den Knien liegt, außer dem keuschweißen Altarboden und dessen Balustrade nur noch die dunkelblaue Ätherglocke über sich sieht. Ein seltsames Gefühl beschleicht einem hier auf dieser heiligen Stelle. Fast will es mir als Profanation erscheinen, daß wir Fremde hier oben auf dem Himmelsaltar stehen, der früher nur bei den erhabensten Festlichkeiten und nur von den auserwählten Söhnen des Reiches der Mitte betreten werden durfte.

Eine wunderbare Einsamkeit, eine himmlische Ruhe umgibt uns. Mir ist, als ob die altehrwürdige Kultstätte einen zum Beten gebietenden

Zauber ausübe. Ist es nicht auch unser Himmelsdom, der über dem Altar und über uns sich wölbt, und uns für Augenblicke der Wirklichkeit entrückt? Ganz entrückt — nur für Augenblicke. Das grelle Tageslicht — jeglicher Mystik abhold — läßt keine langdauernde Andachtsstimmung aufkommen. Die Chinesen, mit ihrem ausgeprägten Sinn sowohl für Mystik als für wirkungsvolle Schaustellung, hätten es sich auch nie einfallen lassen, ein „Sich-in-das-Göttliche-Versenken" oder eine religiöse Zeremonie in der klaren, alles sezierenden Helligkeit des Tageslichtes zu verlangen.

Die frommen Feste hier auf dem offenen Altar, sie fanden ausnahmslos des Nachts statt. Das Wichtigste in der längsten Nacht des Jahres· Da galt es den Anbruch der länger werdenden Tage, den Sieg des Lichtes über die Finsternis mit pompösen Opfern zu feiern.

Der heilige weiße Altar strahlt etwas aus, das den Geist seltsam gefangen nimmt, etwas, das ihn über Zeit und Raum erhebt und vor unsern Augen jene Zeremonien erscheinen läßt, die in den längsten Nächten der Jahre hier stattgefunden, sowohl als auch diejenigen, die ihnen vorangegangen in der Residenz des Himmelssohnes.

Noch nie hat ein Europäer den kaiserlichen Himmelsopfern beiwohnen dürfen. Aber die chinesischen Geschichtschreiber aller Jahrhunderte haben sie mit peinlichster Genauigkeit beschrieben und zwar von ihrem Ausgangspunkte an, vom Aufbruch der Kaiserprozession aus der heiligen, der „verbotenen Stadt". Und da es uns vergönnt gewesen (am Jahresfeiertag der Republikerklärung) die „Verbotene" zu besuchen, können wir ganz deutlich erschauen, wie einstens, jeweilen am dritten Tage vor der Wintersonnenwende die prunkvoll gekleidete Menge der bezopften Höflinge sich da sammelte und Vorbereitungen zu dem großen Ereignis traf.

In den ganz fabelhaft großzügig angelegten Vorhöfen der Kaiserresidenz, zwischen deren gigantischen Mauern wirken die Menschen

winzig klein, und da die Hofgesellschaft nach strengster Etikette, fast automatisch sich zu bewegen hat, glaubt man das Puppenspiel eines Riesen zu sehen. Ein wunderbar Spielzeug fürwahr! Voll Farbenpracht und Rhythmus!

Die Prinzen des Kaiserhauses, die großen Würdenträger, die höchsten Offiziere, ungezählte Priester des Tao und des Buddha, Musikchöre, Tänzergilden, Standartenträger usw. sammeln sich, um auf ihren Herrn, den Kaiser zu warten. Sie alle sind in brokatene, über und über bestickte Hofgewänder gekleidet, in Prachtgewänder (die jetzt im Zeitalter der Republik beim Altertumshändler den Amerikanern zum Kaufe geboten werden), an denen sich viele Hände halb wund und Sehkräfte lahm gearbeitet hatten.

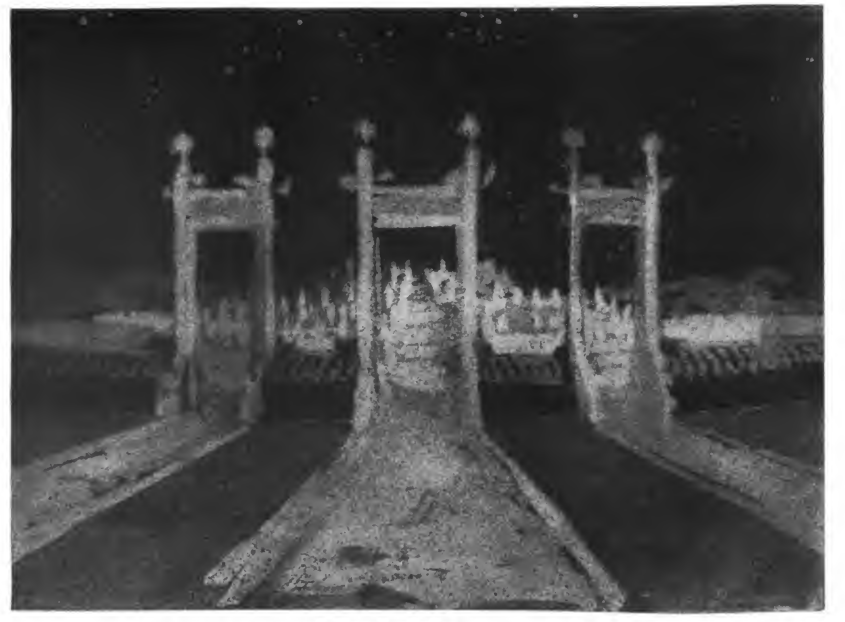
Die Riesenspielzeugmenschlein, die in ihrer starken Farbigkeit sich prachtvoll abheben von den schwarzbraunen Holzhallen und den schneeweißen Marmortreppen und den glutroten Riesenwällen der Residenz, gruppieren sich mit gemessenen Bewegungen um ihre Zeremonienmeister und harren dann lautlos des großen Augenblicks, da die goldene Sänfte erscheint, mit ihm, dessen Antlitz kein gewöhnlicher Sterblicher sehen darf. Zweiunddreißig Träger tragen den Himmelssohn zum goldenen Wagen, an den weiße Elefanten, Geschenke eines Tributstaates, gespannt sind. — Und langsam setzt der Festzug sich in Bewegung. Schnurgerade ist die mehrere Kilometer lange, durch viele Mauern gehende Straße, die die Palaststadt mit dem Himmelstempel verbindet. Von Zeit zu Zeit verschwindet die Prozession unter mächtigen Toren, taucht dann in einem nächsten Hofe wieder auf, um immer von neuem wieder gewaltige, sonst meist verschlossene Tore zu durchschreiten. Auch über Wallgräbenbrücken hat der Zug zu ziehen, ehe er die Beamtenstadt erreicht, die als lebendiger Schutzwall die vielummauerte „Verbotene" umgibt. Dann geht es durch den nächsten Ring, durch die Mandschustadt und deren Mauertor, dann

durch die Chinesenstadt, und endlich durch eine breite lange Allee zum Himmelstempel.

Wie ausgestorben ist Peking während diesen Stunden der kaiserlichen Wallfahrt. — Herolde haben überall das große Ereignis kundgetan. Uralter Sitte gemäß darf kein Mensch sich auf der Straße zeigen, wenn der Sohn des Himmels seine Residenz verläßt. Keine Tür, kein Fenster darf geöffnet sein. Selbst die fremden Gesandtschaften sind jeweilen offiziell gebeten worden, die Fensterläden zu schließen und niemandem das Ausgehen zu gestatten. Bei Todesstrafe ist es den Menschen, die nicht zum Hofhaushalt gehören, verboten, sich sehen zu lassen.

Unter Pfeifengetön und Paukenschall gelangt die Prozession schließlich zum Himmelsheiligtum. Wir sehen, wie der Kaiser zur „Halle der Enthaltsamkeit" getragen wird, die rechts vom Eingang hinter überbrückten Wassergräben liegt, zu einem Tempelgebäude, dessen Dimensionen die Bewohner wieder in normaler Größe erscheinen lassen und dessen Ausstattung, dem Zwecke angemessen, nur im Allernotwendigsten besteht. Hier hat der Monarch — im Büßergewande, fastend und meditierend, sich auf die heilige Opferhandlung vorzubereiten. Hier hat er seinem himmlischen Vater Rechenschaft abzulegen über die Geschehnisse des Jahres, eingedenk, daß er als Kaiser des Reiches der Mitte verantwortlich ist für die Sünden seiner Völker. „Sollte ich gefehlt haben, so wolle meine Schuld nicht den zehntausend Gegenden anrechnen, wenn aber die Völker der zehntausend Gegenden gefehlt haben, so lasse ihre Schuld die meine sein", heißt es in einem Gebet, das Kaiser T'ang, der 1783—1753 vor Christus gelebt, zum „erhabenen Himmel Shang-ti" sandte.

Unterdessen betrachten wir das geschäftige Treiben im Altarbezirk. (Siehe Abb.). Verfolgen das Aufschlagen der blauseidenen Zelte auf der obersten Altarterrasse. Es sind neun an der Zahl: das Ehrenzelt — „nach



Der Himmelsaltar

Süden schauend", was in China „herrschen" heißt — für die große Stele des Himmels. Zu deren Seiten je vier einfachere Zelte für die Namenstafeln der letzten acht irdischen Ahnen des Kaisers. Auf die zweite Terrasse kommen die Tafeln untergeordneter Gottheiten — diejenige der Sonne, des Mondes, des großen Bären, der Planeten und der Heerschar der kleinen Sterne, ferner die der Wolken, des Windes, des Donners und des Regens. Azurblaue Opfergefäße mit auserlesenen Speisen und Getränken sowie Weihrauchkerzen werden herbeigebracht und vor die Stelen gestellt. Auch Gastgeschenke: Seidenstoffe und Nephritgegenstände. Vom Besten das Beste erhält die Stele des Himmels.

Die Nacht des höchsten Ringens der finstern und der lichten Mächte bricht an. Der Sohn des Himmels, in blauer Hohepriesterkleidung pilgert, umgeben von seinem Gefolge, im mystischen Scheine von Fackeln dem Altar der Altäre zu. Die Hofmusikanten lassen geheimnisvolle, uralte, wunderbaren Zauber ausübende Weisen ertönen. Ein Zeremonienmeister geht dem Pontifex maximus entgegen und geleitet ihn auf die oberste Altarterrasse, während die Würdenträger, die als Opferpriester auf der zweiten Terrasse zu amten haben, auf ihre Plätze sich begeben und die Hunderte von Mandarinen und Offiziere sich auf die Marmorquadern rund um den Altarbau stellen. Große Chöre singen seltsame Gesänge in altertümlicher Melodie. Sie bitten die Seele des T'ien und nachher die der verstorbenen Kaiser und zuletzt auch die andern Himmelsgeister herniederzusteigen und sich in die Stelen begeben zu wollen, die ihre Namen tragen. Eine altchinesische Schrift tut dar, daß bei der sechsten Hymne die Gottheit des Himmels, bei der neunten die Ahngeister, bei der zwölften die niederen Götter herunterkommen.

Unterdessen gelangt der kaiserliche Hohepriester auf den Mittelpunkt des Altares und der große Augenblick ist da, da der höchste irdische Herrscher vor dem höchsten himmlischen Herrscher in die Knie sinkt und die stolzeste der Chinesenstirnen demütig den Boden berührt. Gleich-

zeitig mit dem Monarchen wirft der ganze kaiserliche Hofstaat sich auf die Erde, um in demutsvoller Hingabe vor dem überirdischen Hofstaat Kotau zu machen.

Stille, feierliche Minuten vergehen.

Dann verliest ein Herold mit weithin hallender Stimme einen Lobgesang auf den Himmel. Gleichsam dies Lobpreisen unterstützend, verbrennt der Kaiser, immer noch kniend, Weihrauch in einer Lapislazulischale vor der Stele des Allerhöchsten und nachher vor denjenigen seiner hohen Ahnherrn. Desgleichen tun die Prinzen und Würdenträger vor den Gottheiten der zweiten Terrasse. In die duftenden Wolken des geweihten Harzes mischt sich der Rauch, der aus den Opferurnen aufsteigt, aus den prächtigen schmiedeisernen Gefäßen, die den Altar umgeben. Kostbare, schneeweiße Seide wird in ihnen verbrannt. Zwölf Rollen zu Ehren des Himmels und je eine Rolle zu Ehren der untergeordneten Himmelsgeister. Uralter Sitte gemäß gehört auch ein Stier zum Himmelsopfer. Einer der heiligen weißen Stiere, die vom geweihten Grase des Tempelparkes genährt und in einer der Tempelhallen verpflegt werden, wird auf dem Porzellanbau gegenüber dem Altar geröstet.

Immer dichter wird der zum Himmel aufsteigende Rauch. Die Altarstätte ist kaum mehr erkennbar. Verschwunden ist ihre pendantische Architektur, deren Verzierungen in symbolische Formen und Zahlen gezwängt, einer gewissen Starrheit erlegen. Verschwunden ist das Blutrot der Mauern, verschwunden das Leuchtblau der Ziegel. Die Farben der grandiosen Opferfeuer dominieren und die Rauchwolken umhüllen den Terrassenbau mit lichten und finstern Gebilden. Wie Schemen bewegen sich die Hohen des Reiches zwischen den Göttertafeln und den immer phantastischer werdenden Rauchsäulen, die sich drohend und verheißungsvoll zugleich von dem dunkeln Firmament abheben. Bis an ihm die Vorboten des aufgehenden Lichtgestirns verkünden, daß die Mächte der Finsternis besiegt sind. —

Diese chinesische Sonnenwendfeier ist wohl das pompöseste Opferfest der Welt. An seinen Riten haben die seit seinem Ursprung vergangenen Jahrtausende wenig verändert, obwohl inzwischen der Begriff des Himmelsgottes in den Gemütern der Chinesen sehr verschiedene Formen angenommen. Im Altertum als persönlicher Gott gedacht (wie die ältesten Lieder der Schiking beweisen) — zur Zeit von Konfuzius Himmel genannt, aber auch damals schon von vielen als das „blaue Blau" angesehen, war er für die Großzahl der nachkonfuzianischen Philosophen einfach das Urprinzip, oder nach T'schu-fu-tses Ausspruch: „Die Zusammenfassung aller Geister". Letztere Definierung behagte eigentlich am besten dem Volksempfinden, bei dem das Bewußtsein vom Himmelsgott längst erstickt war unter dem gewichtigen Pantheon der buddhistischen und taoistischen Götter. T'schu-fu-tses Theorien, die auf konfuzianische Anschauung aufgebaut, doch vom Buddhismus und Taoismus nicht unbeeinflußt waren, blieben denn auch seit dem 12. Jahrhundert bis in unsere Zeit hinein maßgebend für die Jugenderziehung ganz Chinas.

T'ien Shang-ti — „Zusammenfassung aller Geister". Nach wie vor war also der T'ien das Allerhöchste in der Staatsreligion, dem auch nach wie vor — nur der chinesische Kaiser, nur der T'ien-tse, der Himmelssohn, sich nahen durfte. Nun aber, da dem Reiche der Kaiser, der Himmelsvermittler genommen? Wer soll nun die Beziehungen zum Allerhöchsten aufrecht erhalten? Das ist die große Frage, die eben jetzt von den im azurblau bedachten Ki-nien-tien, im „Tempel des glücklichen Jahres", tagenden Vertreter der Republik besprochen wird. Die Pekinger Zeitungen geben einen Widerhall von den mit unchinesischer Heftigkeit geführten widerspruchsvollen Verhandlungen. „Eine moderne Staatsregierung hat sich nicht in religiöse Angelegenheiten zu mischen", sagt die eine Partei. Die andere: „Eine Vernachläßigung des Himmelskultes käme einer Hebung der Götzenwirtschaft gleich, mit der China sich vor

Europa und Amerika blamiere. Schon deshalb sei der Konfuzianismus als Staatsreligion beizubehalten." Die dritte: „Der Konfuzianismus sei überhaupt keine Religion — nur Sittenlehre." Es gibt unter den Parlamentariern aber auch solche, die zum Christentum neigen, doch ihre Zahl ist in der Minderheit. Die verschiedenen Glaubensrichtungen prallen mit zu großer, zu schwerwiegender Gegensätzlichkeit aufeinander, als daß eine baldige Einigung zu erwarten wäre.

*

Im 3. Jahre der Republik: Die Parlamentspartei, die den Konfuzianismus für unentbehrlich hielt und als dessen Getreue heimlich doch wieder die alte Staatsform herbeiwünscht, hat gesiegt. Der Präsident der Republik ist zum Vertreter des Volkes beim Himmel ernannt worden. Auf dem Himmelsaltar soll wieder geopfert werden — wie einst. Daß nach uralter Tradition auf den Opferdarbringer das „T'ien ming" (Amt des Himmels), also das Gottesgnadentum übergeht, das möglichst unbetont zu lassen, scheint im Interesse der Regierung, die eine Erhebung der echt demokratischen Partei fürchtet.

*

Im 4. Jahre der Republik: Nach umständlichen Vorbereitungen hat Yüanschikai tatsächlich die bedeutungsvolle Zeremonie des Himmelsopfers vollzogen. Und der Himmel hat nicht gezürnt — im Gegenteil, im sonnigsten Lichte gestrahlt, als der Sohn aus dem Volke sich ihm zu nahen gewagt.

Nach alten Vorbildern hätte die hehre Feier vor sich gehen sollen, aber da das Verständnis für die Neuzeit dabei doch dokumentiert werden mußte, so verschmähte der Präsident der Republik in goldener Sänfte, in farbenprächtiger Prozession zum Himmelstempel getragen zu werden. Und verschmähte auch das Dunkel der Nacht, das der Opferfeier mystischen Zauber verleiht. Am hellichten Tage, nachdem er sich dem notwendigen Fasten in seinem eigenen Palaste unter-

zogen, fuhr er in gepanzertem Automobil die Kaiserstraße entlang — direkt zum Opfer. Truppen in europäischer Uniform bildeten Spalier und hielten das neugierige Publikum ab. Hinter den Tempelmauern angekommen, warf der künftige T'ien tse sich in ein Opfergewand und vollzog das Opfer in altem Ritus, so weit es seine Würde als modernes Staatsoberhaupt zuließ. Die altehrwürdige Sitte des Kotau vor dem Allerhöchsten hatte er durch höfliche Verbeugung, wie er es an den europäischen Diplomaten gesehen, ersetzt, und dem durch die Jahrhunderte geheiligten Brauch des Darbringens eines Opferstieres wurde er dadurch gerecht, daß er Haut und Blut eines solchen aufstellen und am Schlusse der Zeremonie mit den Seiden- und Speiseopfern und Gebetsrollen durch Feuer dem Himmel zusenden ließ.

Keinem Europäer war es vergönnt, die Zeremonie zu sehen. Chinesische Photographen aber und Berichterstatter gaben in Pekinger Zeitungen und im ostasiatischen Lloyd ausführliche Bilder davon. An Pracht und Prunk ist nicht gespart worden, aber der Geist unserer prosaischen Zeit hat der Feier doch ein nüchternes Gepräge gegeben.

*

Im 6. Jahre der Republik: Ob wohl Yüanschikais Himmelsopfer der letzte Kultakt auf dem T'ien-tan gewesen? Der ehrgeizige Präsident, der durch die bedeutungsvolle Handlung „Herrscher von Gottes Gnaden', geworden, ward von seiner Gegenpartei gestürzt, ehe es zur Krönung kam. Und höhere Mächte haben die Abdankung besiegelt. Der Tod hat den ehemaligen Mandschukanzler erreicht und seinem Plane, eine neue Drachenthrondynastie zu gründen, ein jähes Ende gemacht.

Was nun wohl aus dem Himmelsaltar werden wird?

Chüfu
und andere konfuzianische Heiligtümer

In Chüfu, in der Stadt im Herzen Chinas, die einst Tseu geheißen, ist Kungfutse geboren — 551 vor Chr. — der große Moralist, dessen Lehren ganz Ostasiens innerem und äußerem Leben eine Struktur gegeben, die bis in die jüngste Zeit in der chinesischen und japanischen Ethik zum Ausdruck kommt.

„Kungtse gleicht dem Himmel, der alles deckt und schirmt, der Erde, die alles hält und umfaßt, er gleicht der Sonne und dem Mond, die abwechselnd leuchten", schrieb Tse-Tse, sein hervorragender Schüler zu einer Zeit, da die Weisheit seines Meisters noch nicht die allgemeine Anerkennung gefunden, die ihr später zuteil geworden.

Als Staatsminister von Lu hatte Kung wohl eine ehrenvolle Stellung inne, aber eine ganz große Entfaltung seines gründlichen Wissens und seiner tiefdurchdachten Sozialethik gönnten ihm die ungünstigen politischen Verhältnisse seiner Zeit nicht. Als Kung voll Resigniertheit die Worte sprach: „Daß Keime nicht zum Blühen kommen, ach das kommt vor! — daß Blüten nicht zu Früchten werden, ach das kommt vor!", ahnte er nicht, daß seine Lehre einst die meistbewunderte, die am tiefsten einschneidende sein werde während mehr als zwei Jahrtausenden.

Kungfutse (bei uns Konfuzius genannt) ist längst Nationalheiliger geworden, und der Tempel, der in Chüfu auf der Stelle seines einstigen Wohnhauses gebaut, ist Wallfahrtsort. Im chinesischen Staatskult haben beide bis vor kurzem eine besondere Rolle gespielt. Von einem jeden wichtigen Ereignis im Reich wurde offiziell durch Vertreter des Kaisers der Seele des Konfuzius im Chüfutempel Mitteilung gemacht. Auch pilgern stets aus allen Teilen des immensen Reiches der Mitte ungezählte Literaten nach Chüfu, um dem „Gott der Gelehrten" in dessen größtem Heiligtum zu opfern.

Chüfu liegt im ehemaligen Staate Lu, im heutigen Schantung, nahe dem T'aischan, dem heiligsten der heiligen Berge Chinas. Seltsam berührt es uns, mit der Eisenbahn durch dies Land der Tradition fahren zu können und da den Namen Chüfu in europäischen Buchstaben an einem in deutschem Stil erstellten Bahnhof zu lesen und gar keine chinesischen Gebäulichkeiten zu sehen, trotz der weiten, weiten Ebene, die sich vor uns ausdehnt. Die Stadt liegt 20 Li, etwa 10 Kilometer, entfernt von der Station. Als im letzten Jahrzehnt die deutsche Bahnbaugesellschaft sich mit dem nötigen Landankauf befaßte, hatte es sich herausgestellt, daß alle die Felder im weiten Umkreis von Chüfu Eigentum der Seele des im Jahre 478 vor Chr. verstorbenen Kungfutse sind. Der Verwalter dieser Güter, der 76. direkte Nachkomme des großen Ahnherrn, der Herzog mit dem schönen Titel: „Yen sheng kung", „der das Geschlecht des Heiligen fortsetzende Fürst", zeigte sich zwar, nachdem er die große Summe nennen gehört, die man ihm für das erwünschte Land bot, nicht abgeneigt, auf den Verkauf einzugehen, doch noch vor Abschluß des Vertrages erinnerten seine Getreuen ihn daran, daß die meisten Kungschen Felder Geschenke von Kaisern waren. Seit vielen Jahrhunderten hatten nämlich die jeweiligen Drachenthroninhaber dem Nationalheiligen Ländereien geschenkt, deren Ertrag zur Verschönerung von dessen Tempel und Grabstätte zu verwenden ist.

Da die Republik erst nach Fertigstellen der Bahnlinie erklärt wurde, die kaiserlichen Geschenke also noch respektiert zu werden hatten, so bleibt für den Reisenden, der Chüfu sehen will, nichts anderes übrig, als sich von der Station aus einem Esel anzuvertrauen oder einem chinesischen Wagen, dessen bequemster Sitz auf der Deichsel ist. Gehen ist ausgeschlossen.

Über unglaublich tieffurchige, holprige Wege fahren wir ein paar Stunden lang, durch Kauleang-, Bohnen-, Süßkartoffel- und Erdnußäcker. Weit und breit ist keine menschliche Wohnstätte in Sicht. Auch kein

lebend Wesen. Endlich, hinter Rizinuspflanzungen kommt ein Dörflein zum Vorschein. Es ist Kung-li, dessen Bewohnern seit alten Zeiten obliegt, die Grabstätte von Kungtse in Ordnung zu halten, wofür sie von der Regierung aus allerlei Privilegien genießen und von allen Steuern befreit sind. Dann geht es weiter, durch eintönige Felder, durch Erdnuß-, Kartoffel-, Bohnen- und Kauleangäcker. Immer dasselbe Bild und derselbe unsagbar holprige Weg. — Doch, wie wir dann schließlich — nachdem wir arg geschüttelt und gerüttelt worden — auf eine einigermaßen geebnete Landstraße kommen, sehen wir auch gleich die gigantischen Mauern der Stadt Chüfu vor uns. Steinerne, zum Teil reich mit Linien und Tierornamenten geschmückte Peilus, Ehrenbogen, die sich hier über uns wölben, versetzen uns mit einemmal in feierliche Stimmung —, noch ehe wir die Tore der altehrwürdigen Stadt durchfahren.

Ein ganz eigentümliches Gefühl überkommt einem, wenn man auf Chüfus Straßen den Nachkommen des großen Kung begegnet. Es sollen deren zwanzig- bis dreißigtausend sein, die Einwohnerschaft der Stadt soll überhaupt nur aus solchen bestehen. Die Leute sind sehr verschiedener Art. Ein Teil von ihnen lungert armselig herum, andere arbeiten emsig, andere stolzieren in kostbaren Seidengewändern einher, mit Zöpfen, die fast bis zum Boden reichen. Das republikanische Zopfabschneiden ist zum Geburtsort des Konservatismus noch nicht vorgedrungen. Viele Familien sind eben am Essen, an wohlbestellten Tischen vor ihren Hütten. Dies Bild, besonders die geschickte Handhabung der eigentümlichen Eßstäbchen, erinnern uns wieder einmal daran, daß wir in altem Kulturland sind. Solche Eßgeräte benützte man hier schon zu einer Zeit, da man auf unserem Erdteil — sogar an den Höfen — noch mit den Fingern aß. Aber eben in einem alten Kulturland, in einem durch starren Formalismus zum Stillestehen verurteilten. Die Straßen, durch die einst Kungfutse geschritten, sie können nicht viel ungepflegter gewesen sein, und die Häuschen, die sie einfassen, nicht viel dürftiger



In Chŭfu

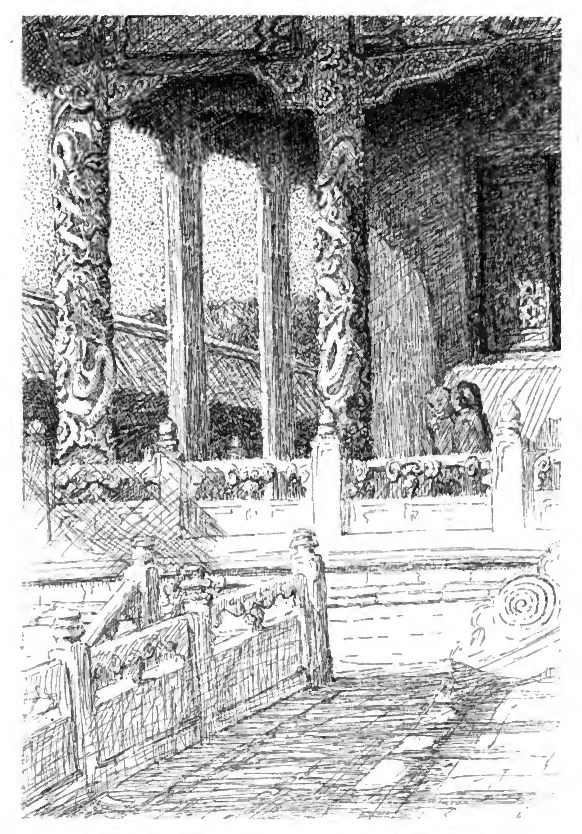
als die jetzigen. Die Fensterlöcher der letztern, die kleiner als unsere kleinsten Stallfensterchen, sind mit Papier überklebt, was allerdings zur Zeit von Konfuzius noch nicht der Fall sein konnte. Bezopfte Männer sah man damals auch noch nicht und auch keine krüppelfüßigen Frauen. Doch sonst ist das Straßenbild von heute von dem damaligen, von dem vor fünfundzwanzig Jahrhunderten gar nicht sehr verschieden. Der Kleiderschnitt der Bewohner Chüfus ist noch ungefähr derselbe wie in uralter Zeit — der rechte Ärmel stets etwas kürzer als der linke über die Hand reichende — so wie Konfuzius es liebte.

Wir fahren direkt zum Tempelgebiet, von dem es in einer alten Schrift heißt: „Er ist das Muster und Urbild aller Gelehrtentempel im ganzen Reich, das Zentrum der Heiligkeit und Gelehrsamkeit, welche zwei Eigenschaften das Volk des Mittereichs von den Barbaren unterscheidet, dasselbe turmhoch über die Außenwelt stellt."

Wann der Tempel errichtet worden, ist nicht genau nachzuweisen. Wohl berichtet die Geschichte, daß 195 vor Chr. Kaiser Kan-tsu nach Chüfu gekommen, um der Seele des Kungfutse das große Tai lauopfer — einen Stier, ein Lamm und ein Schwein darzubringen, doch sagt sie nicht, ob dies am Grabe des Meisters oder schon in seinem Tempel geschehen. Sicher ist, daß im Jahre 72 ein Tempel da gestanden, und daß er 157 verschönert worden ist. Seither sind dessen Gebäulichkeiten mehrmals abgebrannt, doch immer rasch wieder und mit stets größerer Pracht aufgebaut worden.

Tore und Hallen sind mit gelben Ziegeln bedeckt, die teilweise mit dem Bild des fünfkralligen Drachen geschmückt sind, wie sie nur kaiserlichen Gebäuden zukommen. Ebenso die Pavillons, die im ersten Vorhofe die Gedenksteine schützen, die sieben Fuß hohen, auf steinernen Riesenschildkröten stehenden Monolithe, denen Lobpreisungen auf Kungtse und Dekrete über Opferzeremonien eingemeißelt sind.

Der nächste Hof, den wir betreten, ist von uralten, mit seltsamen

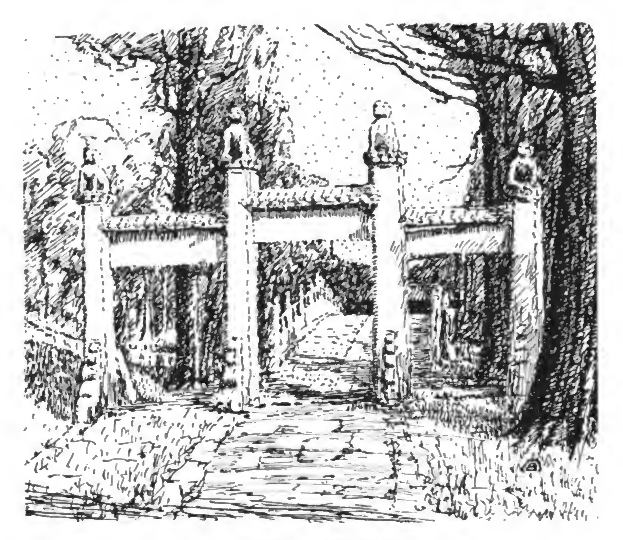


Marmorsäulen an der Halle der vollkommenen Harmonie

Legenden verknüpften Thuias bewachsen und einflankiert von langen Hallen, welche die Seelentafeln der Jünger und Nachfolger des großen Weisen bergen. Durch mehrere palastartige Tore und Vorhallen, vorbei am heiligen Schlachthaus und an der heiligen Opferküche, vorbei an der Musikhalle und der „Halle der Zurückgezogenheit", gelangen wir endlich zum eigentlichen Heiligtum, zum „Tempel der vollkommenen Harmonie". Eine märchenhafte, weit ausgedehnte weiße Marmorterrasse führt zu ihm hin. Herrliche, mächtige, wunderbar gearbeitete marmorne Drachensäulen tragen das wie eitel Gold in der Sonne glänzende geschweifte Doppeldach. In feierlicher Stille breitet sich die Anlage vor uns aus, in einer Pracht, die in fast unwirklicher Schönheit leuchtet.

Ein Tempelhüter öffnet uns die Türflügel der allerheiligsten Halle. Dämmerlicht erfüllt den Raum, dessen Holzwände teilweise durchbrochen gearbeitet, mit weißem Papier hinterlegt, dem Tageslicht nur spärliches Eindringen gestatten. In der Mitte der Halle, in einem reich geschmückten Schrein, umgeben von Ehreninschriften aller Dynastien, thront die Statue des Kungfutse, des „Kaisers im Reiche der Gedanken". In der Hand hält er das Tschen-kni, das kaiserliche Zepter, über seinem Antlitz hängen zwölf Quasten als Symbol der astronomischen Gesetze.

Viel Streitigkeiten waren in vergangenen Zeiten um diese Statue entstanden. Nachdem der Götzendienst des vergewaltigten Buddhismus sich die Volksgunst erobert, wollte man auch Konfuzius als Idol aufstellen. Das empörte indessen die Gebildeten unter den Chinesen derart, daß sie ein Gesetz erließen, das jegliches Anthropomorphisieren ihres göttlichen Meisters verbot. Erst als nachgewiesen werden konnte, daß der berühmte Philosoph Wenwung, der im 2. Jahrhundert v. Ch., also bevor der buddhistische Götzenkult nach China gedrungen, gelebt eine steinerne Statue von Meister Kung in seinem Hause hatte aufstellen lassen, erst da wurde auch der Kungschen Familie gestattet, im Tempel



Im Grabhain von Kungfutse

ihres großen Ahnherrn, dessen Bildnis zu belassen. Doch anläßlich der Opfer, die hier dargebracht werden, wird die Seele von Konfuzius gebeten, sich in die Seelentafel zu begeben und vor ihr werden die Opferschüsseln aufgestellt und vor ihr wird Kotau gemacht — nicht vor der Statue.

Zu beiden Seiten der Kungtafel stehen die Seelentafeln seiner vier bedeutendsten Schüler. Auch vor ihnen wird jeweilen an den Festtagen, am Geburts- und Todestag ihres Lehrers, geopfert. Ebenso vor den Seelentafeln seiner Eltern und seiner Gattin, die wieder ihre eigenen Tempel haben. Die Tempelhallen der Frau des Konfuzius sind beson-



Graballee

ders hübsch mit ihren hohen, schlanken, fein ziselierten schwarzen Marmorsäulen. Doch nur von außen. Inwendig sind die Gemächer kahl und vernachlässigt.

Übrigens wirkt das ganze Tempelgebiet etwas verlassen. Die neu angebrochene Ära macht sich fühlbar. Die Zahl der Pilger nimmt ständig ab. Jetzt, da durch den Fall des Kaiserhauses dem Konfuzianismus



Grabhügel von Kungfutse

der Papst und seine Priesterschaft genommen, drohen dem Tempel schlimme Zeiten.

Unweit des konfuzianischen Heiligtums liegt der Tempel des Jengtse, des Enkels und tüchtigen Schülers von Kungtse. Im landläufigen chinesischen Stil erbaut, lockt er uns nicht zum Besuch, wir gehen daran vorbei, hinaus wieder durch das mächtige Stadttor und durch die hübschen

Ehrenbogen, der Landstraße entlang zum Grabe des Kungfutse. Der Front eines Palastes gleicht das Eingangstor zu der stillen Stätte, die von einer mehrere Kilometer langen Mauer eingefaßt ist. Durch den „heiligen Weg", eine lange Zypressenallee, gelangt man zum zweiten, von steinernen Löwen bewachten Tor, „wo selbst der Kaiser vom Pferde zu steigen hat", in Ehrfurcht vor dem hochheiligen Boden, der nun betreten wird.

Ein idyllischer Fußweg durch einen Thuiawald führt an den Gräbern der Kungschen Stammhalter vorbei (diejenigen der übrigen Familienmitglieder sind außerhalb der Mauern in den Feldern zerstreut) zu einer herrlichen, weißen Marmorbrücke, über die man zu dem Eingang in das innere Heiligtum kommt. Innerhalb ist noch die sogenannte Geisterallee zu durchschreiten, die von steinernen Fabeltieren und steinernen Ministerstatuen gebildet ist, nach ihr die große Weihrauchhalle, die ernst und feierlich die Allee abschließt, und erst dann betritt man, geweiht und festlich gestimmt, das saftig-grüne Wiesland (ein außergewöhnlicher Anblick in China), das lichte Gefilde, in dem das Grab von ihm liegt, den die Literaten im blumigen Reiche der Mitte den „Dritten im Bunde mit Himmel und Erde" nennen. Ein Granitstein und ein Opfergefäß bezeichnen den Hügel, unter dem begraben worden, was an Konfuzius sterblich war.

Nahe der ehrwürdigen Stelle sind zwei andere Gräber, die seines Sohnes und seines Enkels und daneben ein kleines Gebäude, das ein Wiederaufbau des sogenannten „Trauerhauses" ist, in dem nach alter Sitte, die auch jetzt in China noch nicht verloren gegangen ist, die treuen Schüler von der Welt zurückgezogen gelebt und drei Jahre lang ihren Lehrer beweint hatten.

Jetzt hat die Stätte nichts Trauriges mehr. Die lachenden buntblumigen Wiesen, das fröhliche Vogelgezwitscher und das Schmetterlingstanzen und Bienensummen lassen keiner düstern Friedhofstimmung Raum.

Etwas Frohes und Friedsames geht von der weihevollen Einsamkeit aus. Alte Baumriesen nehmen jeglichen Fernblick, sorgen für Weltabgeschiedenheit. Wie wohltuend, daß kein schrilles Lokomotivpfeifen hierher dringen und die Poesie des Ortes stören kann! Wie erfreulich, daß durch westliche Kultur hier noch nichts verdorben worden!

Mit mehr Geduld als auf der Hinfahrt ertragen wir auf dem Rückweg die Stöße unseres Wagens, der bald tief in die Furchen einsinkt, bald über hohe Steine holpert. Und mit freundlicheren Gefühlen betrachten wir die Kungschen Felder, die die Eisenbahnlinie zu einem Umweg zwangen und dadurch dem Heiligtum seine Eigenart und erhabene Ruhe bewahrten.

*

Jede Stadt Chinas besitzt zum mindesten einen Konfuziustempel. Im Baustil alle gleich, unterscheiden sie sich nur in der Ausdehnung voneinander. Zu beiden Seiten der „Halle der vollkommenen Harmonie", in der die Seelentafeln Kungtses thronen, ziehen sich die Säle entlang, die von zweiundsiebzig weitern berühmten Schülern die Stelen bergen. Um diese drei großen Hallen gruppieren sich die Gebäulichkeiten, die mit dem Opferkult in Beziehung stehen.

Während die goldig leuchtenden Ziegel dem Äußeren dieser Bauten einen gewissen Glanz verleihen, ist das Innere von nüchterner Schmucklosigkeit, vernachlässigt und von Ratten und Fledermäusen bewohnt. Die Beamten, denen es obliegt, jeden Neumond- und Vollmondtag dem Nationalheiligen Weihrauchopfer darzubringen, stoßen sich nicht daran. Doch zweimal im Jahre, an des großen Meisters Geburts- und Todestag, öffnen sich die Hallentore weit. Da werden die Wände und die Schreine, welche die Stelen bergen, mit festlich leuchtenden Seidenstoffen und Damasten behängt, die Tische mit Opfergaben bedeckt, Kerzen in Menge angezündet und Weihrauchharze verbrannt.

Die Mandarinen, die die Opferzeremonie zu leiten haben, erscheinen am Festtage schon vor Sonnenaufgang im Tempel und die ganze

Beamten- und Literatenwelt drängt sich dazu, um den „Gott der Weisheit" und seine Jünger mit Kotau zu ehren. Es geschieht dies in einer Zeremonie, die gegliedert wird: „in die Bewillkommnung der Geister", in die „Opferdarbietung", in die „Wegräumung der Opfergaben und das Abschiedsgeleite der Geister". Musikanten, Sänger und Tänzer begleiten die heilige Handlung. Uralte Musikinstrumente, die heute niemand mehr spielen kann, werden zur Schau gestellt. Im Andenken an die Liebe, die Kungtse für die Musik hatte, und an die Bedeutung, die er ihr für Charakter und Gemütsbildung beimaß. („Der Meister, als er in Tsi sich mit der Schaomusik beschäftigte — da vergaß er drei Monate lang den Geschmack des Fleisches", heißt es im Lun yü.)

Bei diesen Opferfeiern durften in früheren Zeiten nur diejenigen Chinesen sich zeigen, die mindestens zwei Literaturexamen bestanden hatten. Jetzt wird letzteres nicht mehr zur Bedingung gemacht. Doch das ungebildete Volk hält sich noch immer von diesen Festen fern. In ehrfurchtsvoller Scheu. Seinen Respekt vor dem Gotte der Gelehrten bezeugt es aber in anderer Hinsicht. So zum Beispiel durch Heilighaltung von allem Geschriebenen und Gedruckten.

Wenn man in China an den Straßenecken Kistchen — sie sehen fast aus wie unsere Briefkästen — für Papierabfälle angebracht findet, so kann man dies zuerst nicht in Einklang bringen mit dem auf allen Wegen sich türmenden Unrat und dem sonstigen zusammengeschrumpften Ordnungssinn der Chinesen. Man versteht diesen Brauch erst, wenn man erfährt, daß diese Kästchen eigentliche kleine Kultstätten des Klassizismus sind. Es könnte nämlich, so befürchtet der Chinese, auf jedem mit Schriftzeichen bedeckten Papierfetzen ein Wort aus einem Klassiker stehen. Das muß vor Profanierung geschützt werden. Dazu die Sammelkasten. Wie es bei uns Vereine gibt zum Schutze der Tiere, so gibt es in China solche zum Schutze von allem Geschriebenen und Gedruckten. Sie erstellen die Sammelkasten und kaufen auch Zei-

tungspapiere, Schreibübungen und Briefe zu hohen Preisen. Unter besonderem Rituell wird das heilige Material verbrannt, in dämonenverscheuchendes Feuer verwandelt, dessen Asche auch noch von Nutzen ist — in Wasser eingenommen heilt sie die durch böse Geister verursachten Krankheiten.

Ziemlich weit ist auch jetzt noch im ungebildeten Volke der Glaube verbreitet, daß derjenige, der Klassiker besitzt oder davon auswendig weiß, gegen Dämonen geschützt sei. Auch ein buddhistischer, natürlich ein chinesisch-buddhistischer Lehrsatz heißt: „Wer den kanonischen Schriften des Konfuzius nicht die nötige Ehrfurcht erweist, wird in der sechsten Hölle aufgehängt und bei lebendigem Leibe geschunden werden."

Große Ehre ist diesen kanonischen Schriften in Peking widerfahren, wo ihnen ein Palast neben dem Konfuziustempel erbaut wurde. Ein Palast mit wunderbaren Toren und Hallen und Höfen und Teichen und Brücken, der die klassischen Texte, auf zweihundert Steinen eingemeißelt, birgt. Die Texte, die Konfuzius aus dem Altertum herübergenommen. Die Texte, die bis vor kurzem die einzigen Lehrmittel für chinesische Schulen waren.

Bleiben, als Lehrbücher, werden wohl das Schuking, das Buch der geschichtlichen Dokumente, und das Liki, der Zeremonialkodex, der bis in die kleinsten Einzelheiten alle Gebräuche kultischer und politischer Art sowie ungeheuerlich komplizierte Anstandsregeln für das Privatleben vorschreibt und dies strenge Formenwesen begründet mit dem Hinweis darauf, daß der Mensch innerlich nur dann vollendet werden könne, wenn er sich nach außen vollkommen zu geben vermöge. — Die Form habe den Gehalt zu symbolisieren, das Äußere das Innere zum Ausdruck zu bringen. Bleiben wird auch dann ein Teil der Schriften des Sozialpolitikers Mengtse (371—289 v. Chr.), des geistreichen, formgewandten Nachfolgers Kungtses. Die meisten andern „klassischen" Schriften, aus denen Chinas Wesensart hervorgegangen, werden nach

und nach der Vergessenheit anheimfallen und da ja eben diese Wesensart nun umgemodelt werden soll, werden die Texte in ihren altehrwürdigen, vielsagenden Ideogrammen eines Tages nur noch auf den zweihundert aufrechtstehenden Steinen in der Pekinger Klassikerhalle zu lesen sein.

Der Glorienschein, der während zwanzig Jahrhunderten die Klassiker des Reiches der Mitte umglänzte, ist nun übertüncht von Reformideen, die vom Auslande — von den „Barbaren am Rande der Erde" geholt worden.

Aber die herrliche „Halle der Klassiker", die Kultstätte dieses Klassizismus, der viele edle Wahrheiten enthält — eine Denk- und Sehenswürdigkeit wird sie für alle Zeiten bleiben!



Der Fo-Tempel in Bahmo

Nachdem wir in Ceylon unten und am Himalaja oben, sowie an den Ufern des Irrawady gar mannigfaltige Kultstätten des Buddha besucht haben, eindrucksvolle und gleichgültig lassende — sind wir voll gespannter Erwartung, endlich auch ein chinesisches Buddhaheiligtum, einen Fo-Tempel, zu sehen.

In Bahmo, an der Birmagrenze Chinas, weist man uns einen solchen: einen hochummauerten Gebäudekomplex, dessen Dächer mit grünen Porzellanziegeln bedeckt sind. „Joßhouse" nennt man ihn hier, in der europäischen Sprache der Chinesen, einem Gemisch von Englisch und Portugiesisch. Joß-Deos-Götter. — „Götter!" Uns, die wir noch ganz von birmanisch-buddhistischer Stimmung umfangen sind, nötigt das Wort, das Denken umzuschalten.

Der Buddhismus Birmas, inmitten dessen wir die letzten Monate verlebt, ist nicht so entstellt, wie der Buddhismus anderer Länder. Er hat mit Göttern wenig zu tun. Er kommt durch rührende Nächstenliebe, verbunden mit großzügiger Wohltätigkeit so stark zum Ausdruck, daß lokaler Aberglauben, der da und dort durch die reine Lehre sickert, kaum der Beachtung wert ist. Buddha ist hier die personifizierte Liebe, sein Kult sinnbildlich, voll poetischer Kraft.

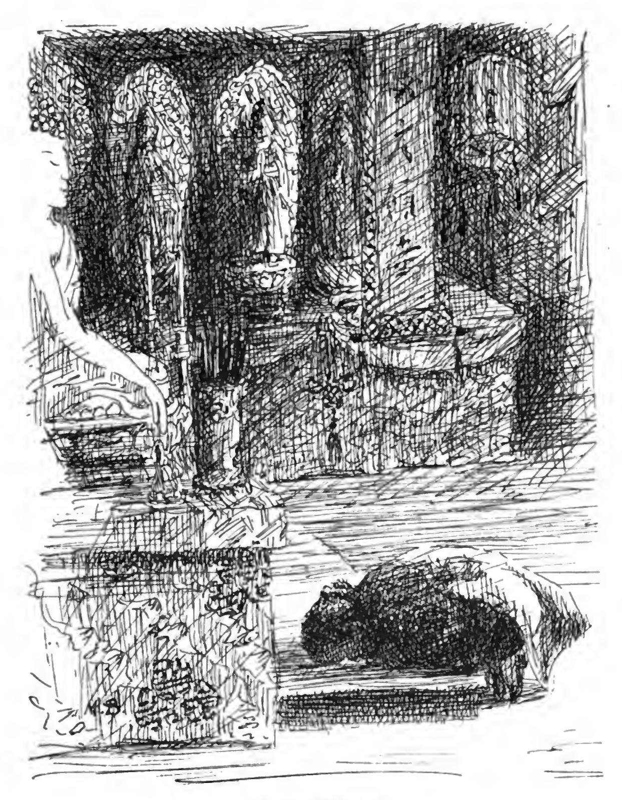
Doch so sehr der Buddhismus der Birmanen sich dem Urbuddhismus anschmiegt, für dessen Leidensschwere scheint das gar froh und glücklich lebende Völklein nicht viel Sinn zu haben. Sein außergewöhnlicher zufriedener Charakter steht in merkwürdigem Gegensatz zu dem altbuddhistischen Leitmotiv „Leben ist Leiden". Aber dem Vergnügtsein der Birmanen steht eine Einfachheit der Gewohnheiten aller Volksschichten gegenüber und eine Hilfsbereitschaft zu Mitmenschen und Tieren, die uns Abendländer mit Bewunderung für diese Buddhisten erfüllen muß. Wenn auch die bösen Geister, die „Nats", die noch der Urreligion des

Landes angehören — in gewissen Volkskreisen eine (meist recht erzieherische) Rolle spielen, und wenn auch in den Dekorationen der birmanischen Klöster und Schreine Anklänge an das altindische Götterpantheon sich nicht leugnen lassen, so gibt es hier neben den Buddhabildnissen doch keine eigentlichen Götzen.

Allerdings — vor den Buddhastatuen und den Pagoden, die buddhistische Reliquien bergen, knien in Vollmondnächten, fromme Worte murmelnd, alle die Gläubigen, Kerzen, Weihrauch und Blumen spendend. Aber es ist dies nicht eigentliche Anbetung. Es ist mehr eine Huldigung, die man Buddha darbringt, und zugleich ein Ausdruck der Sehnsucht, Trost zu holen und Kräfte zu schöpfen aus höheren Sphären angesichts des Erleuchteten.

In Bahmo also, das politisch noch zu Birma, doch ganz in den Kulturkreis Chinas gehört, sehen wir den ersten Fo-Tempel. Noch ganz unter dem Eindruck einer von echter Frömmigkeit warm durchleuchteten Atmosphäre stehend, betreten wir die chinesische Kultstätte. An Stelle der da erwarteten Weihrauchdüfte schlagen uns Brat- und Backgerüche entgegen, wie wir durch das uns bezeichnete Mauertor kommen. Wir befinden uns plötzlich inmitten einer schmausenden, lärmenden Gesellschaft, die eingerahmt ist von Garküchen und Kuchenbäckereien. An Schnüren, die den Wänden entlang gespannt sind, baumeln knusperig gebackene Hühner und Enten. In mächtigen Fettpfannen schwimmen Fische, in hohen Häfen brodelt Suppe. Darüber hängen, wie Riesenperlschnüre, aneinandergereihte Eier, daneben türmen sich leckere Kuchen zu Bergen.

Wir mögen wohl recht verblüfft hineingeschaut haben, in diese Schlaraffenlandherrlichkeit. Die schlitzäugigen Zecher an den gedeckten Tischen grinsen und fangen an Witze zu machen. Wir glauben uns im Gebäude geirrt zu haben und wollen uns rasch entfernen. Aber einer der Bezopften tritt auf uns zu und bietet sich in gebrochenem Englisch als Führer durch



Betende Chinesin

das Joßhaus an. Er geleitet uns durch einen zweiten Hof, in dem es ruhiger zugeht — da sind nur Teebuden und Weihrauch und Zigarettenhändler — in den dritten Hof. Der ist wie ausgestorben — keine Händler — keine Besucher. Dem Eingange gegenüber dehnt sich auf erhöhtem Boden eine Holzgitterwand aus, hinter der die Fos, die Buddhas, stehen. Drei an der Zahl, umgeben von allerhand indischen Götzen. Einige Stufen hinaufsteigend, betreten wir dies Joßgemach. Die Idole, die Altäre, die Opfergefäße und Gaben, überhaupt alles hier, liegt unter hoher Staubschicht. Ein Bild der Vernachlässigung.

Im Hintergrunde, an einem mit Zetteln bedeckten Tischchen sitzt ein schmutzig aussehender Priester. Es treten zwei krüppelfüßige Chinesinnen ein und werfen sich demütig auf den Boden vor der Götzengesellschaft, rutschen dann auf den Knien zu dem größten der Fos, und von ihm weg noch zu einigen andern Götzen. Unter Gebetmurmeln entzünden sie Weihrauchstengel und stecken diese in eine Opferschale, neben der zwei ausgehöhlte Hölzer liegen und eine Bambusvase voller Holzstäbchen steht. Eine der Frauen nimmt die Wahrsagehölzer, die andere die Zaubervase. Die erstern werden zu Boden geworfen und ihre Lage dorten bedeutet ein „Ja" oder ein „Nein" auf die Frage. Die Stäbchen im Behälter, die werden geschüttelt um ein „göttliches Rezept" zu erflehen, das, der Nummer eines herausfallenden Stäbchens entsprechend, vom Priester am Zetteltischchen erhältlich ist. Der Bonze in seinem fettglänzenden Mantel, mit den geölten Haarfransen über den Ohren und dem listigen Lächeln um den Mund, kommt auch uns begrüßen. Zum Glück schüttelt seine rechte Hand mit den schmutzstarrenden Fingern und den daumenlangen krallenartig gebogenen Nägeln seine eigene linke Hand — dieser chinesische Begrüßungsbrauch hat entschieden gute Seiten. Mit einer der Krallen auf die Wunderstäbchen weisend, deren Nummern auch Zukunft sagende Bedeutung haben, möchte er uns veranlassen, unser Glück zu erforschen und ihm damit etwas zu verdienen zu

geben. Aber wir haben es eilig, aus der widrigen Atmosphäre herauszukommen.

Dem Tempelführer, von welchem wir uns mit Trinkgeld verabschieden wollen, scheint letzteres Eindruck zu machen, denn nach kurzem Besinnen winkt er uns zurückzukommen und mit geheimnisvoller Gebärde uns bedeutend, leise aufzutreten, öffnet er ein von uns nicht beachtetes Seitentürchen, das in einen vierten Hof führt, darin wir eine seltsame Gesellschaft vorfinden. Über lange Tische beugen sich hagere Gestalten mit gierig dreinschauenden Gesichtern. Atemlos und wie hypnotisiert starren sie alle auf ein Etwas, das sich unseren Blicken verbirgt. Unser Führer legt seine Finger auf die Lippen, uns Stillschweigen gebietend, und beeilt sich, unvermerkt durch den Hof zu kommen. Aber er braucht sich nicht zu ängstigen, keiner der vertieften Männer beachtet uns, die wir uns nicht entschließen können, weiterzugehen, ehe wir den Götzen gesehen, der mit so magischer Gewalt die Blicke der von Leidenschaften durchfurchten Gesichter auf sich zieht. Wie eine dicke Mauer, Mann hinter Mann, unbeweglich und stumm steht die Schar da. Hier und da ist ein Murmeln aus deren Mitte hörbar und ein Klingen von Metall. Wir weichen nicht, bis schließlich eine der Gestalten mit unheimlich verstörtem Gesichtsausdruck aus der Reihe tritt. Die Öffnung, die dadurch in der Mauer entsteht, gestattet uns, zu sehen, daß es der — Spielteufel — ist, dem hier mit solcher Vehemenz gehuldigt wird. Richtige Spielbanken sind die langen Tische.

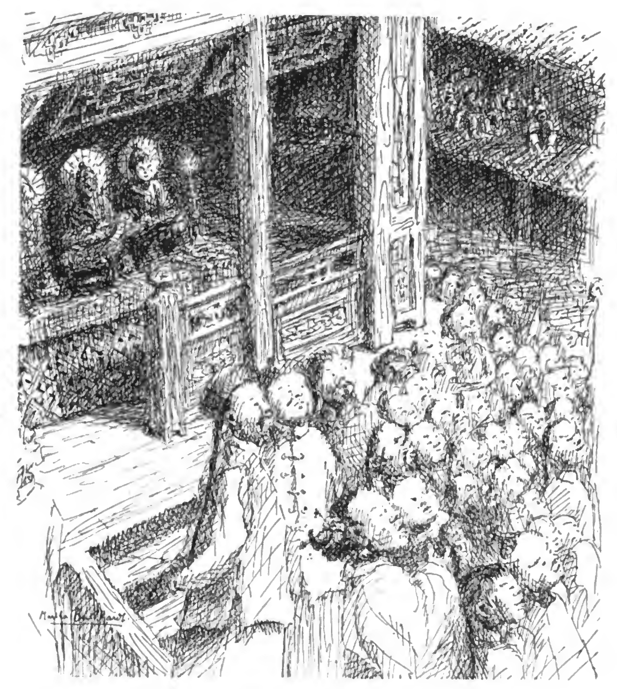
Wir eilen weiter und kommen durch den fünften Hof zu der hintersten Tempelhalle. In deren Inneres fällt fast gar kein Licht, so daß wir anfangs nichts anderes sehen, als goldstrotzende Grottengebilde. Das „westliche Paradies" nennt der Führer die Halle. Nachdem unsere Augen sich allmählich an die Dunkelheit gewöhnt, können wir goldene Götzen zwischen und auf dem Goldgestein unterscheiden und goldene Heiligenscheine bildende stilisierte Wolken über ihren Häuptern. Um die näher

zu besehen, machen wir, vorsichtig durch das mystische Dunkel tastend, einige Schritte hinein in das goldene Paradies. Da — der Atem will uns stillestehen — tauchen aus den tiefsten Tiefen der Tropfsteinhöhlen Menschenantlitze auf. Totenblasse, abgezehrte Menschenantlitze. Ihre weitgeöffneten Augen blicken uns traumbefangen, mit seltsamem Nichtsehen an, um sich nach einer Weile wieder weg und einem winzigen, in ihrer Nähe brennenden Flämmchen zuzuwenden. Dann kommen auch noch Hände zum Vorschein, knochenfarbige, lange, dünne, geisterhafte Hände, die sich ebenfalls den Lämpchen zu bewegen ...

Ist es dem eigentümlichen, widrigsüßlichen, nie zuvor gerochenen Geruch, der einem hier umfängt, gelungen, uns zu betäuben und gespenstersehend zu machen?

Oder sind wir in eine Leichenhalle geraten, deren Tote nicht tot, denn die Köpfe und die Hände bewegen sich ja?? Uns schaudert — bis wir endlich die auf dem Boden liegenden, zu den geisterhaften Köpfen und Händen gehörenden, in dunkle Decken gewickelten Körper entdecken und schließlich erraten, daß es Opiumraucher sind, die von dem verbotenen Laster nicht loskommen können und glauben, hier im Tempel vor der unfrommen Regierung sicher verborgen zu sein.

Wir wenden uns eilig rückwärts. Im vierten Hofe zeigt sich noch dasselbe Bild der umlagerten Spielbanken. Jedoch den dritten Hof, denjenigen, der sich vor der Götzenhalle ausdehnt, erkennt man kaum wieder. Er ist angefüllt mit Bezopften jeden Lebensalters. Da sich aber die Menschenmenge gar nicht um die Fos hinter der Gitterwand zu kümmern scheint, fragen wir unseren Führer nach der Bedeutung des Auflaufs. Eine richtige Antwort bekommen wir aber nicht von ihm, sein Englisch reicht nicht so weit. Wir entschließen uns zu warten der Dinge, die da kommen werden. (Allerdings, hätten wir gewußt, was wir erst nachträglich erfahren haben — daß die Pest in Bahmo in allen Bevölkerungs-



Die Zuschauer im Tempeltheater

schichten hause, wären wir wohl nicht so ruhig zwischen der immer dichter werdenden unsaubern Menschenmenge gestanden.)

Wir brauchten nicht lange müßig zu harren. Auf einem über dem Hofausgang schwebenden Balkon, der Fo-Halle direkt gegenüber, er-



Theatervorstellung im Fo-Tempel

scheint ein Trupp Schauspieler, die mit viel Pathos und prunkvoller Kostümierung eine Tragikomödie groteskester Art aufführen zu „Ehren der Buddhas" hinter der Gitterwand.

Es sind ganz prachtvoll kostümierte, kalkweiß und glutrot geschminkte Darsteller von Mandarinen, die ihre Augen rollen und ihre Fächer fuch-

teln lassen. Zu ihnen gesellen sich Krieger mit grimmen grünen und schwarzen Gesichtern, Fahnen und Lanzen tragend. Gefangene werden herbeigeschleppt, die vor einem pomphaften Richtertribunal tierische Töne von sich geben. Weiber, die brutal behandelt werden, kreischen. Henkersknechte erscheinen, Waffen klirren, Kinder schreien. Die Aufregung sowohl auf der Bühne als im Publikum steigert sich. Die Chinesen, denen jahrtausendealte Anstandsregeln verbieten, „das Gesicht zu verlieren", d. h. aus der Fassung zu kommen, lassen als Zuschauer von Theatervorstellungen ihrem Empfinden außergewöhnlich freien Lauf und bekunden so durch interessiertes Miterleben ihre Dankbarkeit für das Gebotene.

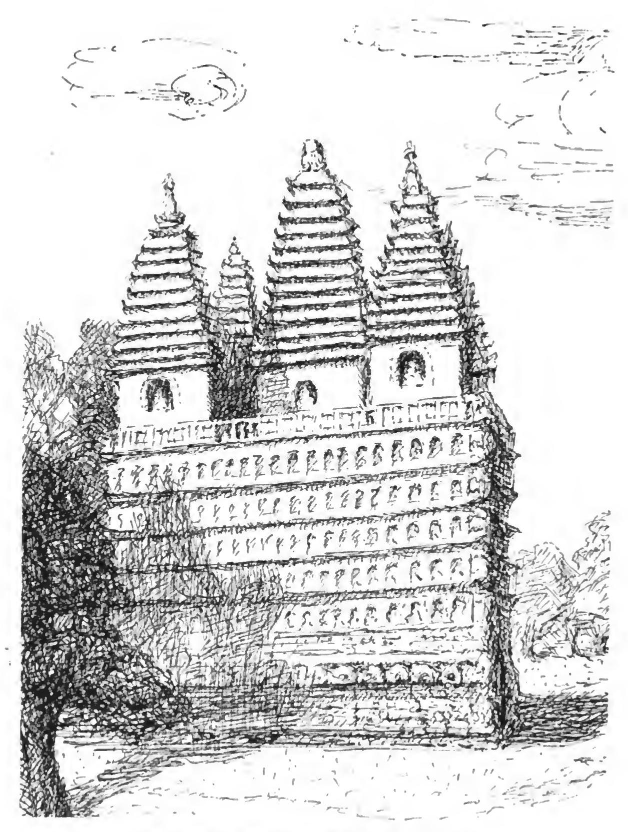
Wir verstehen natürlich von den gesprochenen und geschrienen Worten nichts. Aber die wunderbare Farbenpracht der außergewöhnlichen Bilder entzückt dermaßen unser Malerauge, daß wir für Augenblicke über die düster-schmerzliche Beklommenheit hinwegkommen, die uns in den durch Spiel und Opium entheiligten Hallen beschlichen. Allerdings nur für Augenblicke.

Nachträglich verfolgen uns noch lange die quälenden Eindrücke, die wir in den innersten Hallen dieses Fo-Tempels empfangen und über die Tatsache, daß die Gunst der Fos, die die Pest verscheuchen sollen, durch ihnen gebotene Theaterstücke erkauft werden soll, kommen wir nicht leicht hinweg.

Buddha, der uns als sonnenhafter Mittelpunkt des warmherzigen Völkleins der Birmanen eigentlich lieb geworden, hat als Fo mit einemmal sein überirdisch Wohlwollen- und Zufriedenheitausstrahlen verloren.

*

Noch manchen Fo-Tempel haben wir in China besucht. Nie mehr sind wir durch so geheime Seitentürchen geführt worden. Wohl sahen wir noch ab und zu in irgendeiner Tempelecke Würfelspieler ihrer Leidenschaft frönen oder in einer Nebenhalle Frauen dominospielend sich



Wu-ta-sze, alter buddhistischer Pagodentempel

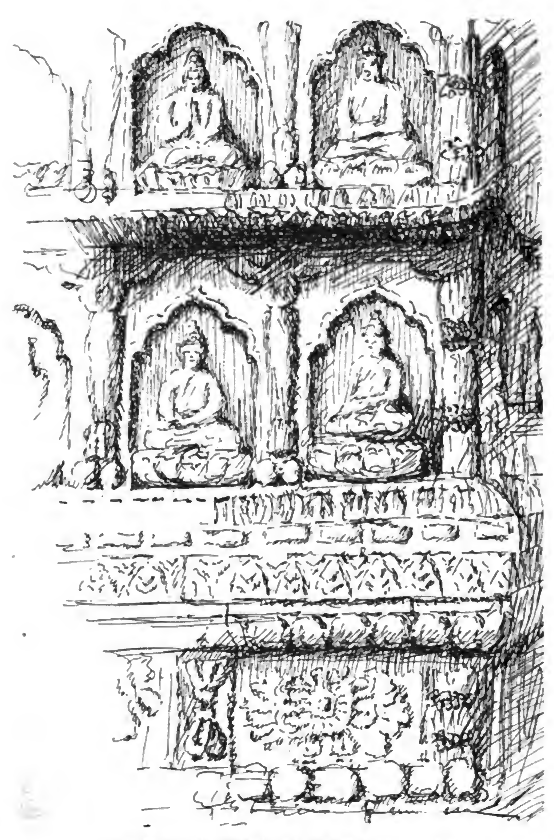
die Zeit vertreibend, aber dem Opiumrauchen ist die Regierung doch mit zu strengen Strafen entgegengetreten, als daß dieses Laster sich noch oft in öffentliche Gebäude hineingewagt hätte.

Ähnlichkeit mit großen Rumpelkammern haben — im Gegensatz zu den indischen und japanischen Buddhatempeln — ausnahmslos alle die chinesischen Fo-Hallen, überhaupt die meisten chinesischen Tempel. Je älter sie sind, je höher liegt der Staub auf deren Idolen und Kultgeräten, je klebriger ist der von den offenen Opferlämpchen entstandene, überall anhaftende Ruß, je mehr sind der Fettflecken auf den Altardamasten, je mehr der mißfarbigen Spuren der in den Deckenbalken nistenden Vögel.

Aber die Tempel sind ja auch den Chinesen nicht das, was andern Völkern ihre Gotteshäuser. Sonntage kennt man in Asien nicht, und den Asiaten, insbesonders den Chinesen, sind die Ahnen wichtiger als die Götzen. Nur bei besonderen Gelegenheiten — meist nur in höchster Not — wenn nicht auch mal aus Langeweile — besucht der Chinese einen Tempel. An Wallfahrtsorten gehen wohl Opferzeremonien vor sich, die von Priestern ausgeführt werden, aber meist beschränkt sich doch die Tätigkeit des buddhistischen Klerus auf Messelesen für die Toten, auf Krankheitenheilen und Wahrsagen und allenfalls noch auf Teufelaustreiben.

Daß Bonzen mit Fo-Bildnissen durch die Straßen ziehen und sich ins Haus rufen lassen, um Kindstaufen vorzunehmen oder bei einer Hochzeit zugegen zu sein, soll vorkommen. Es sind diese vereinzelten Fälle wohl auf das Vorbild christlicher Missionäre zurückzuführen, der Buddhismus verlangt diese Art Tätigkeit nicht von seinen Priestern.

Die Stellung des Fo-Klerus ist wenig geachtet, obwohl es auch unter ihm, besonders unter den Mönchen, Menschen gibt, deren Denken und Fühlen sich der altbuddhistischen Philosophie nähert, und deren Streben, von den Schlacken der Weltgier befreit, einen bewunderungswürdigen Hochstand erreicht hat.



Einzelheiten der Wände des Fünfpagodentempels

Das Kin-schan-Kloster

Die ersten buddhistischen Gemeinden in Indien hatten nur aus Mönchen und Nonnen bestanden. „Wer die Freiheit (Freiheit ist im Verlassen des Heims) nicht erwerben kann und will, ist kein Glied der Gemeinde", lehrten Buddhas Jünger.

Nach und nach aber wurden doch auch im weltlichen Stande verbleibende Verehrer und Verehrerinnen des Erleuchteten in dessen Gemeinwesen aufgenommen. Gab es doch unter ihnen viele, die, ohne das Dasein mit „Leid" identifizieren und ohne jegliches „Trachten" aufgeben zu wollen, in anderer Hinsicht der edlen Lehre des Sakjasohnes getreulich nachzuleben sich bemühten und denen die zehn buddhistischen Kardinaltugenden: „Wohltätigkeit, Rechtschaffenheit, Wunschlosigkeit, Weisheit, Kraft, Duldsamkeit, Wahrhaftigkeit, Standhaftigkeit, Wohlwollen und Gleichmut" nicht abzusprechen waren.

Allerdings nur diejenigen, die wie die Mönche „jegliches Trachten aufgeben, die davon ablassen, nach Söhnen zu trachten, nach Habe zu trachten, und die als Bettler einherziehen", nur die können Bodhisattvas werden, d. h. in den höchsten Himmel einziehen. Aber es gibt ja auch noch niedere Himmel, Himmel, in denen man z. B. als Arhat, als Heiliger („Lohan" sagen die Chinesen), wohnen kann und da im Range noch hoch über all den brahmanischen und vedischen Göttern steht, — Himmel, von denen aus allerdings Wiederverkörperung zu gewärtigen sein wird, wie dies den alten Göttern ja auch nicht erspart bleibt, aber es sind doch Orte der Seligkeit, von denen aus kein Wiedergeborenwerden als niederes Wesen, als Pretas oder Asuras oder als Tier zu befürchten steht, wie dies von einem Jenseitsplatz in der Hölle der Fall wäre.

Als vor ungefähr 2000 Jahren die indischen Apostel die Buddhalehre nach China gebracht hatten, bestanden ihre ersten Gemeinden nur aus

Laien. Mönch oder Priester zu werden, was Ehelosigkeit erforderte, hatten sich die Chinesen anfänglich nicht entschließen können. Glaubten sie doch, ihren Seelen und den Seelen ihrer Väter schuldig zu sein, nach Söhnen zu trachten. Aber später, nachdem Adoptivsöhne als vollgültige Seelenversorger, die so gut wie eigenes Fleisch und Blut dem väterlichen Schatten alles Nötige ins Jenseits senden konnten, anerkannt worden waren, da brauchte man nicht mehr die Priester aus Indien kommen zu lassen, da ergriffen auch Chinesen diesen Beruf, und es nahm das Priester- und Mönchwesen im Reiche der Mitte bald einen dermaßen großen Aufschwung, daß ungefähr im 9. Jahrhundert ein Kaiser der Tangdynastie die buddhistischen Klöster auszurotten versuchte.



Buddhistischer Mönch

Es haben sich auch die meisten folgenden Dynastien, bis in die Neuzeit hinein, bemüht, wenn auch mit weniger gewalttätigen Maßnahmen, die Klöster zu vermindern oder wenigstens deren Entstehen einzuschränken. Auch jetzt noch dürfen ohne staatliche Erlaubnis keine neuen Fo-Tempel oder Klöster gebaut werden und keine Mönchsweihen stattfinden. Aber die Zahl der buddhistischen Klöster ist in China immer noch groß.

Wohl zu den schönsten, zweifellos zu den schönstgelegenen Fo-Klöstern gehört Kin-schan, der Tempel der „goldenen Insel".

Eine Felsenwand steigt aus dem Yangtse-kiang empor. Die Hallen des Klosters sind, eine über der andern, an diese Wand gebaut und blicken in eine weite, weite

Ebene hinaus, die sich jenseits des Stromes dahindehnt. Wald, der in China so selten, umhüllt den hochummauerten Tempelbezirk und verleiht der an und für sich schon romantisch einsamen Stätte noch eine ganz besonders feierliche Abgeschiedenheit, so daß wir fast erstaunt sind, als Fremde, das Heiligtum betreten zu dürfen.

Wie in allen bedeutenden Buddhatempeln begrüßen uns in der Vorhalle vier bunte Kolosse: die Fürsten der Himmelsrichtungen, die Lôkapalas des indischen Pantheons, die den untersten Götterhimmel gegen das Eindringen des vielnamigen Geschlechtes der Dämonen zu hüten haben. Die rechts und links vom Eingang postierten indischen Riesen sind in voller Waffenrüstung. Gar grimmig schauen sie drein. Besonders der Maharadscha des Ostens mit dem azurblauen Gesicht. — Aus der Mitte des Raumes aber lacht uns ein vergnüglicher Götze entgegen. Halbnackt, kugelbäuchig, seinen genußfrohen Mund bis zu den langen Ohren verziehend, listig mit den schmalen Äuglein blinzelnd, in einer Hand einen Goldbarren haltend, sitzt Ts'ai shen, der Gott des Glückes, auf einem hohen Sockel. Ts'ai shen gilt nach den Buddhas als der wichtigste aller chinesischen Götter nebst Tsao wang, welch letzterer aber ein ausschließlicher Haus- und Familiengott ist. Ts'ai shen ist eine rein chinesische Gottheit. Da er hervorgegangen aus den Schutzgottheiten des Erdbodens, die von jeher bei dem ackerbautreibenden Volke der Serer in besonders hohem Ansehen gestanden, wird nie



Buddhistischer Mönch


Gautama, der Buddha.

vergessen, daß aller Reichtum ihm zu verdanken ist. Er fehlt in keinem Tempel, viel Weihrauch wird vor ihm verbrannt und an seinem Geburtstag bekommt er eine herrliche Mahlzeit vorgesetzt.

An den Wächtern vorbei, die durch ihre unheimliche Pose und Größe imponieren, und an der Bacchusfigur, die den Inbegriff von chinesischem Glücklichsein vorstellt, geht's in die heiligste Halle. Der uns führende Mönch schaut triumphierend auf uns, um den Eindruck wahrzunehmen, den die Herrlichkeit des neurestaurierten Heiligtums auf uns machen werde.

Besonders groß und glänzend ist hier das buddhistische Trio mit seinen goldenen Heiligenscheinen und den blauen Lockenhäuptern. Gautama, der Siegreich-Vollendete in der Mitte, ihm zur Seite Dharma und Sangha (Lehre und Gemeinde personifiziert). Indische Götterfiguren umgeben dies Fo-Trio. Brahma selbst und Indra sind da, als Vertreter der höchsten weltlichen Macht und Weisheit. Sonnenschirm und Fliegenwedel nachtragend, bezeigen sie dem Buddhatum gegenüber ihre Dienstbeflissenheit. Den seit-

lichen Hallenwänden entlang stehen Bodhisattvastatuen, von der Decke herunter hängen Lampen mit ewigen Lichtlein. Auf dem großen Altar brennen rote Wachskerzen und Weihrauch. Es hatte eben ein Gottesdienst stattgefunden. Mindestens dreimal des Tages versammeln die Mönche sich zu gemeinsamem Gebet. Mit dem Frühdienst ist gewöhnlich auch eine Beichte verbunden, eine Reueübung, deren Abschluß meist ein Wünschen für die Seligkeit aller Geschöpfe ist. Daneben besteht das Beten hauptsächlich in unzähligen Anrufen Buddhas.

Stimmungsvoller und gepflegter als alle früher gesehenen Fo-Tempel ist das Heiligtum der goldenen Insel. Die hohe bis zum Dache steigende, den Fos und ihrem indischen Göttergefolge als Hintergrund dienende Wand hat auf ihrer Rückseite ein großartig geschnitztes Wolkengebilde, in dessen Mitte eine überlebensgroße edle Frauengestalt schwebt und gütig lächelnd herab auf die aus untern Regionen zu ihr hinaufstrebenden Menschlein und Tierlein schaut. Es ist Kuanyon, die Himmelskönigin, die Gottheit, von der die Bücher lehren, daß es eigentlich der Bodhisattva Avolikiteçvara (Sanskritname für den herabblickenden Herrn) sei, der erst in China — in Anlehnung an eine Göttin des früheren Glaubens des Landes — ins Weibliche übersetzt wurde. Kuanyon ist die meistverehrte Göttin ganz Ostasiens. Ihr Bildnis fehlt in keinem Haushalt. Alle bekümmerten Frauenherzen wenden sich an sie. Aber auch die Männer verschmähen es nicht, vor der barmherzigsten aller Gottheiten zu knien, vor der trostreichen Gnadenspenderin, die auf den ihr gebührenden Platz zwischen den Bodhisattvas verzichtet hatte und in einem unteren Himmel geblieben ist, von dem aus sie der Menschheit am besten zur Erlösung verhelfen kann. Der Platz, der hier im Männerkloster der Himmelskönigin eingeräumt wird, ist ja allerdings — der asiatischen Achtung vor der Frauenwelt entsprechend — auf des Hauptaltars Rückseite. Aber diese Rückseite ist so gestellt, daß, wenn



Kuanyon, die Himmelskönigin (nach chinesischem Original).

die ihr gegenüberliegenden Flügeltüren sich öffnen, die ganze Lichtflut der Tageshelle auf ihr Bildnis fällt, vor dem dann alles übrige in die Halbdämmerung der fensterlosen Halle versinkt. Und sie öffnen sich viel, diese Flügeltüren, denn durch sie betreten die Mönche zur Gebetsstunde dies Allerheiligste.

Das große Tor, durch das den Brüdern beim Eintreten gleich die hilfsbereite Heilige entgegenstrahlt, schaut gegen Felsrücken, über den der Tempelbezirk sich hinstreckt. Wir durchschreiten es, um über die in Stein gehauenen Treppen hinaufzusteigen und zu den andern Götzenhallen und Schreinen zu gelangen. Die Mönche, die wir da oben inmitten ihrer Idole treffen, in jeder Gebetshalle sitzt einer, bieten uns alle Tee an. Manchem von diesen Weltabgeschiedenen scheint unser Besuch eine angenehme Abwechslung zu sein, manchem ist es aber nur um ein Trinkgeld zu tun.

Von den zehn Vorschriften für buddhistische Mönche, die da lauten: „1. Nichts zu töten, was Leben hat, 2. nicht zu stehlen, 3. keine Unkeuschheit zu begehen, 4. nicht zu lügen, 5. nichts Berauschendes zu trinken, 6. nach Mittag nichts zu essen, 7. nicht zu singen und zu tanzen, nicht Musik zu machen und dgl., 8. sich nicht mit Blumen und Bändern zu schmücken, noch mit Wohlgerüchen oder Salben, 9. nicht auf hohem und breitem Ruhebett zu sitzen oder zu liegen, 10. kein Geld oder Silber anzunehmen", ist die letzte in chinesischen Klöstern von jeher am wenigsten befolgt worden. Übrigens sollen schon zu Asokas Zeiten die indischen Brüderschaften Geldspenden nicht verweigert haben. Aber die birmanischen Mönche z. B. scheuen sich heute noch, Geld zu berühren, wie sie auch getreu der altbuddhistischen Regel nichts besitzen (nebst der täglich erbettelten Speise) als die „acht unentbehrlichen Dinge": drei Kleidungsstücke, einen Gürtel, einen Almosentopf, eine Wasserkanne, ein Rasiermesser und eine Nähnadel. Ganz so bedürfnislos waren die Fo-Mönche nie. Aber wenn auch ein Großteil unter ihnen die fleisch-



Götterbild

liche Gesinnung nicht überwinden kann, und ihm das Klosterleben hauptsächlich behagt, weil man da nicht zu arbeiten braucht — so gibt es doch auch unter den chinesisch-buddhistischen Klosterbrüdern solche, die dem Weltleben entsagen, in aufrichtigem, tiefinnerlichem Sehnen nach dem Ewigen.

Wie es jederzeit jedem Buddhamönch gestattet ist, aus dem Orden auszutreten, so ist auch einem jeden Zeit und Freiheit gegeben, nach eigenem Gutdünken an sich zu arbeiten, sich nach eigenem Verlangen der inneren Sammlung hinzugeben, sich aus der Welt der Erscheinung zurückzuziehen, sich in der Versenkung zu ekstatischem Schauen hinaufzuarbeiten, oder sich zum Nichts-mehr-Wollen und Nichts-mehr-Empfinden, also zu völliger Apathie durchzuringen. Jedenfalls sind nicht alle Mönche der goldenen Insel geneigt, Besuche zu empfangen. Viele von ihnen haben sich in einsame Felsnischen zurückgezogen. Wir hüten uns wohl, sie in ihrem Meditieren zu stören. Unwillkürlich gedenkt man des Thera-Bhûta-Spruches:

„Wenn am Himmel die Donnerwolke ihre Trommel rührt,
wenn Regenströme den Pfad der Lüfte erfüllen,
und der Mönch in seiner Bergeshöhle der Versenkung sich hingibt,

am Ufer blumengeschmückter Ströme, die mit bunter Waldkrone gekränzt sind,
sitzt er fröhlich — der Versenkung hingegeben:
Keine höhere Freude mag ihm werden."



Götterbild

Die, die sich zur Erkenntnis emporschwingen wollen, sind jeglicher Berührung mit der Außenwelt abhold, denn ihr Wünschen und Streben gilt nur noch dem höchsten Ziele — das „Ich" zu finden, das Allselbst ohne Selbstsucht, das „Ich", von dem der Erleuchtete lehrte, daß es „ein einzelnes Glied ist in dem von dem Kausalitätsgesetz beherrschten Prozeß im Reiche der Geschehnisse" — das Ich, das er mit einer Flamme im Feuermeer vergleicht, „die, jeden Augenblick sich verzehrend und neuerzeugend, sich anheftet und hineinfrißt in den Brennstoff, den die Welt der Vergänglichkeit bietet". Und weiter sagte der Buddha: „Wie in dem Verzehren immer frischen Brennstoffes die Flamme sich erhält, so erhält sich in dem Zuströmen und Hinschwinden immer neuer Elemente aus dem Reiche der Sinnenwelt jene Kontinuität des Wahrnehmens, Empfindens, Trachtens, Leidens, die dem irrenden, durch den Schein ruhiger Selbstgleichheit getäuschten Blick als ein Wesen, als ein Subjekt sich darstellt." Und so, wie dem buddhistischen Philosophen dies Wesen, dies Subjekt eine Täuschung, nur eine Verkettung von Ursache



Buddhistisches Denkmal

und Wirkung ist, so betrachtet er auch das Weltall nur als eine „Erscheinung, eine Folge, ein Resultat der sittlichen Zustände und des Tuns der atmenden Wesen".

Wie wenig sagt wohl diesen in innerem Schauen so weit Vorgedrungenen die sie umgebende Götzenwelt hier oben! Eine gewisse Symbolik wird er ihr zuerkennen und darauf gestützt beim Kult mitmachen.



Buddhistischer Götze

Ein chinesisches Kloster ohne Götzen ist undenkbar. Immer sind es dieselben Idole, die zum Inventar eines Fo-Tempels oder Klosters gehören, immer dieselben stilisierten indischen Buddhafiguren und dieselben fratzenhaften, verdrehten vedischen Götterbildnisse. Immer sich wiederholende Kopien alter Vorbilder. Derjenigen Vorbilder, die mit den Aposteln des Erleuchteten nach China gekommen. Meist sind es heut-

zutage recht verbanalisierte Nachahmungen jener alten Statuen, die für die Kunst des fernen Ostens einst von unsagbarer Bedeutung gewesen sind. Wohl weisen die Chinesen autochthone bildende Kunstwerke bis ins zweite vorchristliche Jahrtausend nach, was aber Plastik anbelangt, so wurde dafür den Chinesen höchst wahrscheinlich doch erst mit den buddhistischen Bildnissen das richtige Verständnis gebracht. Zwar ist man heute über den Stand der chinesischen Kunst vor dem Einzug des Buddhismus noch nicht genügend unterrichtet, wenn auch vorbuddhistische Reliefe nachzuweisen sind und in alten Gräbern Tonfigürchen — meist Tiere — gefunden werden, so hat man doch über die altchinesische Plastik keinen gründlichen Aufschluß. Zweifellos jedoch ist der große Kunstsinn der Chinesen und deren erstaunliche Geschicklichkeit ungemein befruchtet worden durch die von den griechischen Feldzügen beeinflußten indischen Statuen. Und es hat die Stille und die Mystik des buddhistischen Klosterlebens das ihre dazu getan, dieses Kunstempfinden zu vertiefen und Werke vollbringen zu lassen, die für alle Zeiten und für alle Länder mustergültig sind.

Mit dem allgemeinen Niedergange der Kultur in China ist aber auch die Kunst des Landes gesunken. Zurzeit hat sie einen bedenklichen Tiefstand erreicht. Was an Götterfiguren und Kunstgegenständen noch Schönes zu finden ist, stammt alles aus früheren Jahrhunderten. „Fabrikware" darf man füglich den größten Teil der heutigen Götzen nennen.

Welch eine Unzahl solcher Buddhas und Bodhisattvas dies Kloster birgt und welch eine Masse von vedischen und einheimischen Göttern! Auf jedem Felsvorsprung ist ein Joßhaus oder -häuschen gebaut. Buddha und seine Jünger sind fast alle in derselben Art dargestellt: auf kreuzweis unterschlagenen Beinen sitzend, in eine, den rechten Arm entblößende Toga gehüllt, so wie der Meister und seine Anhänger sie einst trugen und wie die Mönche Ceylons und Hinterindiens sie jetzt noch tragen. Die Hände sind zum Gebet gefaltet oder auf den Knien liegend

oder eine Almosenschale haltend. Der Ausdruck des Gesichtes ist milde, mit gütigem Lächeln — oder auch leer, die großen Augen in sich gekehrt, die Ohren stets, echt indisch, mit langen Ohrringen geschmückt, die die Lappen bis zu den Schultern herunterziehen. Ein goldener Heiligenschein umgibt das Haupt oder die ganze Gestalt. Seltener sind die stehenden Buddhas, die die Hand wie zum Segnen ausstrecken — sie stellen Gautama als Propheten vor — seltener auch die liegenden Buddhas, die den Verklärten im Nirwana darstellen. Die barocken Gestalten daneben mit den Fratzengesichtern und den verrenkten Gliedern, die altindischen Idole, bilden eigentümliche Kontraste zu den ruhigen steifen Buddhabildnissen.

Der Stolz des Kinschanklosters ist seine siebenstöckige Pagode. Es ist keine der gewöhnlichen Stupas, wie sie in Indien so häufig sind, kein mit Steinen ausgefüllter, nur das Grab einer Reliquie bezeichnender Spitzbau — es ist ein richtiger Aussichtsturm. Von jeher war in China für diese buddhistischen Denkmäler der indische Gedanke der Ehrenschirme beibehalten worden, aber diese Ehrenschirme sind anders verwendet, als Dächer über Türme, die in Stockwerke abgeteilt sind, denen oft Treppen eingebaut wurden. Doch die meisten dieser Pagoden sind in einem Zustande, der es nicht ratsam erscheinen läßt, sie zu besteigen. Der Treppe der Pagode auf der Goldinsel aber darf man sich anvertrauen bis unter das oberste der sieben Porzellandächer. Von welchem Lohan der Reliquienturm ein paar Haare birgt, ist meinem Gedächtnis entfallen, nie aber wird ihm entschwinden die Aussicht, die der heilige Turm einem vermittelt: der Blick in die unendlich scheinende Ferne — über die weiten, von Fruchtbarkeit strotzenden Gelände, die ein sonnendurchleuchteter Dunst, der darüber ausgegossen, aller Erdenschwere enthebt, nie der Blick auf die vielen großen und kleinen Inseln, die von wuchtigen und zarten, gleißenden und glitzernden Wasserschlangen und Schlänglein umwunden werden. —

Vor hundert Jahren hatte die Goldinsel noch am linken Ufer gelegen, heute erhebt sie sich am rechten, vor siebzig Jahren aber befand sie sich in der Mitte des Stromes, dessen metallschimmernde Wasser in so feierlicher Langsamkeit dahinwallen, als ob sie ihre Pracht noch einmal recht entfalten wollten, ehe sie eingehen in die Meeresphase ihres Kreislaufes.

Im Innern der Pagode begegnen wir auf jedem Absatz goldenen und bunten Idolen, meist recht abstoßenden Ungeheuern. Götzen ähnlicher Art treffen wir auch in all den Grotten und Nischen, an denen vorbei wir den Berg hinuntersteigen. Götzen stehen auch auf dem Ziehbrunnen im Hofe, und ein Götze, ein besonders selbstzufrieden aussehendes Herrchen, thront in der Klosterküche. Das Kissen auf dem Schemel zu seinen Füßen, arg eingedrückt und zerschlissen, zeugt davon, daß viel darauf gekniet wurde. Es ist der Herdgott, der berühmte Hausgötze Tsao Wang.

Der Klosterkoch ist gerade an der Zubereitung des Mittagsmahles. Mit einer Kelle, die wir Gartenschaufel nennen würden, rührt er die Riesenportion Reis um. Eben streckt er seine schmutzigen Finger in das Gericht hinein, um die Körner auf ihre Weichheit zu prüfen. Die Kahlheit der Küche, in die nie etwas Fleischähnliches kommt, zeigt deutlich, daß im Kinschankloster die Magenfrage keine große Rolle spielt.

Zum Schlusse zeigt man uns noch die neben den Wirtschaftsräumlichkeiten liegende Schulhalle, darin die Mönche ihre Adoptivsöhne zu unterrichten pflegen. Eines der kleinen Mönchlein hat sich uns auf unserem Rundgang angeschlossen, ein klug und froh in die Welt blickendes Bübchen, das wie sein geistiger Vater in dickwattierter, aschgrauer Kutte steckt und eine regelrechte Tonsur hat. Scheu und schüchtern hat der Kleine sich anfangs in das Faltengewand seines Standesgenossen verkrochen. Ob er wohl noch nie weiße Menschen gesehen? Die Neugier ist aber stärker als die Furcht — nach und nach wagt er sich immer

näher zu uns heran, aber seine Händchen umspannen ängstlich den massiven Rosenkranz, der an seinem Gürtelchen hängt, als hoffe er davon Hilfe zu finden in seiner Verlegenheit. Ob das Büblein wohl schon etwas davon versteht, was es täglich an diesen Perlen herunter zu beten hat? Was es wohl in der Schule von der Welt zu wissen bekommt? Von der Welt draußen, in der vielleicht auch sein Lehrer nie gelebt hat, der vielleicht auch schon als ganz klein ein Klostersohn gewesen und dem Fo-Dienst geweiht worden ist?

Sehr Ernsthaftes wird in so einer buddhistischen Schule gelernt. Vor allem, daß „Haften am Irdischen" Leiden bedeute — Leiden und immer wieder Leiden und daß auf den Tod Wiedergeburt folge. Und viel wird von der Hölle gesprochen. Die Strafen, die den Diesseitssünden im Jenseits folgen, werden in allen Einzelheiten ausgemalt, so daß es den Buben heiß und kalt den Rücken hinunterläuft. An Vorsätzen, in Zukunft recht gut und wahr und genügsam zu sein, wird es in solchen Augenblicken nicht fehlen.

Daß der Buddha zu seinen Lebzeiten gelehrt: „Es gibt keine andere Geburt und keinen andern Tod als die Geburt und den Tod des Karma" und weiter: „Der Weg zum Heil besteht nicht in Götterverehrung und nicht im Opfern und nicht im Beten" — dies den Klosterschülern kund zu tun, wird wohlweislich vermieden. Was sollte ohne Opfer und Gebet aus den Götzen und der Klerisei werden? . . . Wäre es überhaupt denkbar, daß man aufhören könnte, die gnadenreiche Kuanyon mit Tee und Früchten zu erlaben — oder Ts'ai shen, dem Gott des Glücks, am Geburtstag die Festmahlzeit vorzusetzen? — — Und das Gebetelesen für die Toten? — — — Und die Pilgerzüge mit ihrem einträglichen Verbrauch von Weihrauch und Kerzen und Ex votos?

Daß die buddhistische Philosophie von jeher die Existenz einer Seele, die nach dem Abstreifen des Körpers in einer Paradiesesstätte sich erfreuen und in einem Höllenpfuhle Qualen erleiden könnte, in Ab-

rede gestellt, daß für den Buddha der Himmel und die Hölle keine Örtlichkeiten waren, darauf wird wohl in keiner Klosterschule eingegangen.

In diese Erkenntnis wachsen nur diejenigen der Mönche und Einsiedler hinein, die sich in sich selbst zurückziehen und tief, tief sich versenken in den „Dreikorb", in die heiligsten der buddhistischen Schriften, in die Vinaya ⟨Disziplin⟩ Sûtras ⟨Aussprüche⟩ und Abhidarma ⟨das Gesetz, das über die Gesetze hinausgeht, d. h. die Metaphysik⟩. Ihnen nur kann die Tatsache zum Bewußtsein kommen, „daß nicht nur das, was sterblich am Menschen, eine Illusion ist, sondern auch, daß das, was man gemeinhin Seele nennt, das, was im Kreislaufe der Geschehnisse sich wieder verkörpert, keine Wesenheit ist, sondern das Resultat der Erfahrungen, die Summe des Verdienstes: das Karma".



Yung-ho-kung,
der Lamapalast in Peking

In Tibet und in der Mongolei ist der Buddhismus Wege gegangen, die sich vom altindischen Glauben noch mehr absonderten als der Foismus. In diesen Ländern hatten die Apostel der Lehre des Erleuchteten schwere Kämpfe zu bestehen gehabt mit den Zauberern, den Priestern der schamaistischen Religion, ehe sie den Samen ihrer Weisheit aussäen konnten. Erst nachdem der einheimischen Mythologie und Magie weitgehende Konzessionen gemacht worden, hatte die — im Volke übrigens willkommene — Erlösungstheorie zu keimen und Wurzel zu fassen vermocht. Ein an Üppigkeit und Kraft nichts zu wünschen übrig lassender Baum ist daraus entsprossen, ein Baum, an dem bis heute noch keine Mission zu rütteln wagen durfte.

In Vorderindien, im Lande seines Entstehens und auch in Java und Sumatra hat der Buddhismus längst andern Lehren weichen müssen, in China ist der Foismus am Abflauen, aber die tibetische Kirche (von den Europäern Lamaismus genannt) hat zwar viel innere Kämpfe zu bestehen gehabt, von ihrer Stärke jedoch nichts eingebüßt.

Dem sittlich tiefstehenden Volke der Tibeter und Mongolen gegenüber hatten die Buddhaverkünder gleich von Anfang an eine andere, eine despotischere Stellung eingenommen, als sie es sich im hochkultivierten China hätten erlauben können und so gelangte die tibetische Klerisei zu einem Ansehen und nach und nach zu einer Macht, wie sie ähnlich keine andere Priesterschaft der Welt besitzt. Während die Fo-Priester in China politisch niemals eine Rolle spielten, stellen die Lamas (Lama heißt eigentlich der Obere, Höhere) sich über die weltliche Regierung und schalten und walten in Tibet mit unumschränkter Eigenherrlichkeit. Die bevorzugte Stellung dieser Priester und Mönche lockt unverhältnismäßig viel Männer in ihren Stand, aus jeder Familie

wird mindestens ein Sohn Lama. Sehr rasch hatte sich dann eine Hierarchie mit unzähligen Rangstufen entwickelt. An ihrer Spitze stehen der Dalai Lama, der als Wiederverkörperung angesehen wird von Avalokiteçvara, dem Bodhisattva, der nicht ins Nirvana eingehen will, ehe er die ganze Menschheit erlöst und der Bugdo Lama, der ebenfalls als lebender Buddha gilt.

Im Kloster Yung-ho-kung (siehe Abb.), im „Palast des himmlischen Friedens" residiert der Vertreter der Dalai Lama, der Tschangt-schu Hutuktu, einer der obersten der tibetischen Kirche, in dessen Körper die Seele eines der wichtigsten mongolischen Heiligen wohnen soll. Die Hallen dieses berühmten Lamaklosters liegen hinter weiten hohen Mauern in der Nordostecke Pekings. Yung-ho-kung ist das einzige in der Mandschustadt geduldete Kloster. Ursprünglich war dieser „Palast des himmlischen Friedens" eine kronprinzliche Residenz gewesen. Als aber 1723 Yung cheng seinem Vater auf dem Drachenthron folgend, in die „Verbotene Stadt" einzog, schenkte er den Palast den Lamas. Als Christenhasser bezweckte er damit das Ansehen der buddhistischen Klerisei zu heben, um der von seinen Vorfahren begünstigten, recht mächtig gewordenen Jesuitenmission ins Gehege zu kommen.

Die dreihundert Mönche, die das Kloster bewohnen, sind alle Mongolen, Chinesen sollen keine darunter sein. Einer von den Brüdern, ein schmutzig und verschmitzt aussehender Geselle mit einem riesigen Rosenkranz in der Hand, empfängt uns im Vorhof und öffnet uns die verschiedenen Hallen, die alle mit kunstvollem und außergewöhnlich reichem Schnitzwerk und mit Säulen aus kostbarem Holz geschmückt sind. Wie äußerlich, so gleichen sich auch innerlich die meisten dieser Hallen. In drei derselben thront auf den Hauptaltaren das typische Buddha-Trias — den Lehrer, die Lehre und die Gemeinde verkörpernd. In der ersten heißen die drei Götzen Burchanas — die sind für die Mongolen —



Der Lamapalast in Peking

in der zweiten Sangs rgyas — die sind für die Tibeter, und in der dritten Fos — die sind für die Chinesen. Alle diese von hohen ovalen Heiligenscheinen umgebenen Buddhafiguren haben dieselbe traditionelle Haltung, ungefähr denselben leeren Gesichtsausdruck, dieselben stilisierten, nach rechts sich drehenden Locken, dieselben langen, von schweren Ringen bis auf die Schulter heruntergezogenen Ohren, wie die ersten von den indischen Missionaren gebrachten Bildnisse.

Die Idole, die wir in den andern Hallen sehen, im Beichtsaal, im Predigtraum und in der Bibliothek, sind seltsam verrenkte, meist vielköpfige Gestalten, indische, meist shivaïtische Gottheiten, aber auch anthropomorphisierte, tibetische und mongolische Geister und darunter ein — Sankt Nikolaus. (Einem Abt des Klosters soll nämlich einst ein russischer Heiliger im Traum erschienen sein und seither steht dessen Bildnis mitsamt Mitra und Bischofsstab inmitten der lamaistischen Götzengesellschaft.) Kuanyon ist auch des öftern vertreten, sowohl in ihrer ursprünglichen Form als Avalokiteçvara wie auch als gnadenreiche hundertarmige Himmelsmutter, als welche sie die Schutzpatronin von Tibet ist.

Allerlei Reliquien und Raritäten werden uns gezeigt, altertümliche Gefäße für Weihrauch und geweihtes Wasser, alte, in wunderbare Brokate gewickelte Sanskritbücher und Palitexte, meist auf Palmblätter eingeritzt. Seltsame Musikinstrumente werden uns vorgeführt, unter letztern auch kleine aus Menschenschädeln gemachte Trommeln. Auch die Gebetsmühlen interessieren uns, die kleinen und die großen, die durch Händearbeit, durch Schwingen oder Drehen in Bewegung gesetzt, das in ihnen enthaltene, auf Papierstreifen hundert-, ja hunderttausendmal gedruckte Lobgebet: Om mani padme hum, „O du Kleinod des Lotos", zum Buddhahimmel hinaufbefördern.

In einem offenstehenden Gebäude sehen wir kleine, kahlgeschorene Novizen, demütig sich neigend, auf langen Reihen von Schemeln sitzen.

Zwischen ihnen geht ein alter Mönch in einem einst gelb gewesenen Faltenmantel in regelmäßigen Schritten, nicht rechts und nicht links schauend, auf und ab. Er leiert, stetsfort in ein und demselben Tone, Texte aus den heiligen buddhistischen Büchern herunter und wirkt wie eine aufgezogene Puppe. „Small lamas no sabe — big lamas sabe", erklärt unser Führer. Also eine Schule ist es.

„Das Rad des Gesetzes rollen lassen", nennen die Buddhaapostel das Unterrichten in der heiligen Lehre. Hier allerdings ist es ein Rollenlassen, das so eintönig, daß ein Großteil der Schüler einschläft. Dies scheint hier an der Tagesordnung zu sein, denn, wie in alter Gewohnheit, tritt ein zweiter Mönch hinzu, um ganz ruhig, rechts und links Ohrfeigen auszuteilen, was weiter keine wichtige Störung verursacht. Von Zeit zu Zeit treten zwei neue Schüler ein, worauf zwei Langedagewesene in sittsamer Haltung sich entfernen. Wahrscheinlich warten ihrer andere Pflichten. Aber kaum aus der Seh- und Hörweite des Schullokales, kommt der natürliche Drang zu Bewegung nach dem langen Stillesitzen in die Novizlein und nach rechter Bubenart wird gerauft, tüchtig, wobei die kräftigen hölzernen Rosenkränze als Prügelstöcke dienen.

Noch in eine Buddhahalle führt uns der Mongole. Zu Maytreya, zu dem in der nächsten Kalpa erscheinenden, das Werk des Sakjasohnes fortsetzenden Buddha. Er scheint von besonderer Wichtigkeit, dieser in dem verhältnismäßig kleinen Raum schier unübersehbare, elf Meter hohe Messias. Nirgends noch sahen wir die auf einen buddhistischen Altar gehörenden sieben Kleinodien, das Rad, der Elefant, das Pferd, der Edelstein, der Spiegel, der Minister, der General, in so kostbarer Ausführung, nirgends die acht Sinnbilder der körperlichen und geistigen Tugenden, der Sonnenschirm, das Schneckhorn, die Verschlingung mystischer Kreuze zu dem Vierundzwanzigeck, der Goldfisch, die Lotosblume, die Gießkanne und das Radgebilde so tadellos erhalten, nirgends so viele Opfergaben: Blumen, Früchte, Teetassen, Lämpchen, Schirme, Fächer,

Teppiche, Behänge und Götzen und Götzlein wie zu Füßen dieses mildlächelnden Kolosses. Unter diesen Weihgeschenken sind wertvolle Stücke aus edeln Metallen und aus feinstem Kristall geschnitten, die unsere Bewunderung erregen. Letzteres bemerkend, hält unser Führer den Augenblick für gekommen, ein Geschäft zu machen. Er schließt plötzlich das Hallentor zu und im Halbdunkel, unter den Augen des gütigen Riesengottes, zieht er geheimnisvoll aus seiner schmutzigen Kutte ein Päcklein hervor, ein von Seidenlappen umwickeltes Statuettchen. Mit wichtiger Heimlichtuerei und mit anwidernder Freundlichkeit bietet er uns das „Altertum", „a rare curiosity", in Wirklichkeit eine Nachahmung plumpester Art, zum Kaufe an. Ganz ungeniert wagt er uns glauben zu machen, daß es ein altes Tempelheiligtum sei, das uns eventuell zu überlassen er die Güte hätte. Er hat wohl sonst Erfolg mit diesem Manöver, denn er kann nicht verstehen, daß wir nicht darauf eingehen. Obwohl wir nun zu Ende sind mit der Besichtigung der wichtigsten Gebäulichkeiten — die Mönchswohnungen sind natürlich nicht zugänglich, sie wären auch wohl ein wenig erbaulicher Anblick — will der zudringliche Krämer nicht von uns weichen.

Noch durch verschiedene Höfe schlürft er hinter uns nach, von Zeit zu Zeit das Götzlein aus der wattierten Kutte ans Tageslicht bringend, nachher auch noch ein zweites — für andern Geschmack — erscheinen lassend. Beide verschwinden aber mit Taschenspielergeschwindigkeit, sobald von irgendwoher Schritte vernehmbar sind. Letztere aber kaum verhallt, werden mit chinesischer Zähigkeit uns die Dinger wieder und zwar jedesmal mit einem billigeren Preisangebot vor Augen gehalten. Umsonst.

Über den nahen Stadtwall heran weht ein leichter Abendwind. Zaghaft noch, macht er sich nur dadurch bemerkbar, daß er die düstern Wipfel der Klosterbäume leise bewegt und die Glöcklein an den Ecken der geschweiften Tempeldächer sanft ertönen läßt. Der Mönch mit seinen An-

tiquitäten hat uns endlich verlassen. In Frieden und Ruhe genießen wir die wunderbare Stimmung, womit die abendsonnendurchflutete Luft das Kloster umwebt. In goldigwarmem Ton leuchten die dunkelbraunen Hallenwände, die weißen Hofmauern und die grauen Bodenquadern und vermählen sich mit dem unirdischen Glanz der altgoldfarbenen Porzellandächer zu märchenhafter Harmonie. Alles löst sich in der tiefen Glut auf. Der Wind wird stiller. Die Schatten der Bäume, die eben noch über die Wände hin und her gehuscht, halten inne. Leise aber werden sie länger und länger und gleiten über die Dächlein der Mauern.

Da — langgezogene dumpfe Posaunenstöße ertönen — ankündigend die Abendmette. (Siehe Abb.) Im Nu wird es lebendig um uns herum, ganz eigentümlich lebendig. Goldene wandelnde Glocken tauchen auf, wie aus der Erde gestampft — Mönche und Mönchlein in ihren schweren, steifen, unten weiten, oben am Hals eng zusammen genommenen Mänteln, aus denen die kahlgeschorenen, lederfarbigen Köpfe mit metalligen Glanzlichtern gar klein und possierlich hervorlugen. Unwillkürlich folgen wir den hurtig durch die Höfe sich bewegenden Gestalten. Sie aber verschwinden in den Tempelhallen, deren Tore hinter ihnen fest zugemacht werden, in einer Art und Weise, die nicht mißzuverstehen ist.

Wir, die wir bis anhin von lamaistischen Zeremonien, mit Ausnahme der Priestertänze im Himalaya oben, noch nichts gesehen, wir hätten gar so gerne der abendlichen Buddhaverehrung beigewohnt. Aber wir haben draußen zu bleiben, in dem plötzlich wieder still, und grau und öde gewordenen Hofe. Es ist, als ob das Verschwinden der lebenden goldenen Glocken die Auflösung der Märchenatmosphäre bewirkt, als ob jene massig goldgelben Gebilde alle die verwandtfarbigen Strahlen auf sich gezogen und mitgenommen hätten, hinein in die Gebetshalle, deren Tore so unbarmherzig vor uns verschlossen worden waren. Der Zauber aber war zu mächtig gewesen, als daß er nicht in uns nachwirkte,



Lamas im Klosterhof

trotz der ernüchternd kalten Stimmung, die sich nun zwischen die Hofmauern legt. Das von verhaltenen Glockenklängen, Paukentönen, Posaunenstößen durchsetzte Gebetsingen und -murmeln, das durch die Tempelwände dringt, erscheint uns wie ein Nachklingen der eben erlebten Goldsymphonie und hält uns fest gebannt und macht uns die Abendkühle und Ort und Zeit und das Demütigende des Draußenstehenmüssens vergessen.

Im Grunde haben wir ja auch den Mönchen vollständig rechtzugeben, daß sie sich nicht bei ihrem Beten stören lassen wollen. Wäre doch auch in unsern Kirchen die Andacht dahin, wenn während des Gottesdienstes Menschen anderer Rasse, andern Äußerns, andern Denkens einträten, Menschen, deren fremde Kleidung unwillkürlich die Blicke auf sich ziehen. Menschen, deren unheimlich geschnittene Augen jede Bewegung der Betenden verfolgen und deren Lippen sich zu spöttischem Lächeln verziehen könnten in Augenblicken, die für den Gläubigen von heiligster Feierlichkeit sind.

Übrigens bleiben wir nicht lange allein. Es erscheint ein Laienbruder, der vor der Tempelhalle auf und abgeht und von Zeit zu Zeit gespannt hinhorcht auf das Fortschreiten der Litanei. Ein Gehilfe trägt schwere große Messingkannen herbei und stellt sie neben das Portal. Die beiden mustern uns gerade so fragend, wie wir sie.

Einige Zeit vergeht — dann ist die Litanei so weit gediehen, daß der Tempelhüter die Holzwände auseinander zu schieben und dem Diener und den Kannen, aber auch dem Tageslicht und unsern interessierten Blicken Einlaß zu gewähren hat.

Verblüffend ist das Bild, das sich uns bietet. Im Geiste hatten wir die betende Gesellschaft der Gelbbemantelten vor den Idolen der Nordwand der Halle knien gesehen, die Rücken uns zugewandt. Und wir hatten uns ausgemalt, wie sie ihre Häupter so demütig tief neigen, daß nur noch kleine Ovale der wie Elfenbeinkugeln glänzenden Schädeldecken aus

den gelben Mantelpyramiden herausragen. Stoffhaufen und Faltengruppen in allen Schattierungen Gelb dachten wir vor den Götzen liegen zu sehen. Wie hatten wir uns getäuscht!

Ein Anblick wird uns zuteil, der unserer Vorstellung seltsam entgegengesetzt ist. Ein prunkvoll Bild. Von langen, langen schwarzen Haaren umwallte, von goldenen Kronen überragte Gesichter sehen uns — oder vielmehr dem Lichtquell und den herbeigebrachten Kannen entgegen. (Siehe Abb.) Von den mit Sinnbildern reich verzierten hohen Goldkronen herab fallen eigenartige, wunderhübsche Gehänge aus lila und grünen und purpurnen und azurnen Bändern und Edelsteinen über die schwarzen Perücken und über prächtig und in auserlesenen Farben gearbeitete Kragen aus alten Seidenbrokaten bis hinunter auf die Schemel, auf denen die Mönche mit untergeschlagenen Beinen genau wie Götzen sitzen — einer neben dem andern in langen Reihen. Vor ihnen stehen auf langen, niedern Rotlacktischchen Glocken und Handpauken, Fächer und Porzellantäßchen. In die letztern gießen die Tempeldiener aus den Kannen eine milchweiße Flüssigkeit, wohl den berühmten tibetischen Buttertee. Auf ein von dem auf und niederwandelnden Vorbeter gegebenes Wort kommt Bewegung in die Prunkgestalten. Schmale gelbe Hände winden sich aus der schweren Umhüllung, um den Trank dem Ritus gemäß zum Munde zu führen. Daß das Sichrührenkönnen und das Trinken eine Labsal ist, können nicht alle die Gesichter verhehlen, wenn sie auch ihre steife Würde zu bewahren suchen.

Doch kaum eines Atemzuges Länge ist das Litaneigemurmel unterbrochen worden, und kaum auf Erfassenkönnensdauer ist unsern Augen das seltsame Schauspiel der lebenden Götzen geboten — da schließen sich die Tore wieder — die Tageshelle ist zum Weiterbeten da drinnen nicht benötigt.

Wir aber bleiben immer noch stehen. Geblendet von der Eigenart des eben Geschauten waffnen wir uns mit Geduld und harren der



Abendmette im Lamakloster



Lamapriester mit Gebetsmühle

Möglichkeit, ein zweites Mal einen Blick in diese seltsame Welt tun zu können.

Und wirklich, gar bald erscheinen wieder die Diener, wieder mit den Kannen, und wieder öffnen sich die Schiebetore, und wieder wenden sich die langen Reihen der Mongolengesichter denselben zu. Aber ganz verändert ist deren Umrahmung. Verschwunden sind die Perücken, verschwunden die Kronen mit den Märchenbehängen. Die Kahlköpfe stecken diesmal in helmförmigen Gebilden, in den sogen. Gebetskappen. Vornübergebeugt, auf die Lacktische sich stützend, schlägt jeder der Mönche mit einem gebogenen Metallstab eine kleine Handpauke, deren weiche Töne dem Rhythmus der Gebete folgen. Im Hintergrunde dienen einige Mönche den mehrere Meter langen Posaunen als Gestell, während andere von Zeit zu Zeit hineinblasen, wonach dann meist sämtliche Paukenschläger zu den Glocken greifen und der Vorbeter vor den Idolen Weihrauchwolken aufsteigen läßt. Von großer Feierlichkeit ist die Handlung, die zu sehen uns aber nur wenige Augenblicke vergönnt ist. Kaum ist die Teezeremonie abgewickelt, schließen sich wieder die Tore. Die Brüderschar wird wieder in Dunkel gehüllt.

Aber auch im Freien beginnt es zu nachten. Wir sehen uns zur Rückkehr, zur Fahrt ins andere Ende Pekings gezwungen.

Ob wohl noch viele solche Zeremonien und Verwandlungen zur

lamaistischen Mette gehören? Jedenfalls, wenn auch noch so viele Gebetsmühlen am Wasser gehen und von den Winden getrieben werden, um den Lobgesang Om mani padme hum zu dem Erleuchteten, dem „Nicht-mehr-Existierenden" ins Nirwana ins „Nichts" zu tragen — dabei lassen es die Lamas nicht bewenden.

Die tagtäglich sich wiederholenden Abendmetten sind nur ein Teil der Zeremonien, denen die mongolische und tibetische Geistlichkeit sich unterwirft, um sich gute Plätze im Paradies und eine Wiedergeburt in hoher Stellung zu sichern. Während in andern buddhistischen Klöstern das Versenken in sich, die Medidation über die Vergänglichkeit der Welt, das Reinigen des Herzens vom Verlangen, Hauptaufgabe der frommen Mönche ist, nehmen in den Lamasereien die gemeinsamen Gottesdienste den größten Teil der Zeit in Anspruch. Fünfmal des Tages finden Gebetsversammlungen statt. Wenn eine jede mit so viel Umständen und mit so viel Metamorphosen verbunden ist, wie wir es bei der Abendmette gesehen, so bleibt den Lamas allerdings nicht viel Zeit übrig, weltlichen Gelüsten nachzuhängen. Das „Trachten" geht von selbst unter in dem Rhythmus der tagtäglich sich wiederholenden Gebetsübungen, bei denen die Gläubigen mit Prachtentfaltung, mit Musikgetön und Weihrauchdüften, sowie mit fortwährendem Anrufen des Buddha, das sich bis zum Schreien steigert, gewissermaßen betäubt und so vom Weltleben abgelenkt werden.

Dann gibt es auch Feste in den Lamaklöstern, unbeschreiblich prunkvolle Feste: Die Feier der Weihung und Austeilung des heiligen Wassers und dasjenige vom Frühlingsanfang, vom Sieg des Lichtes über die finstern Mächte u. a. m. Mit überwältigendem Pomp werden diese Feste in Szene gesetzt, mit Beleuchtungseffekten und Räucherwerk und schallender Musik. Was an Kostümierung die Lamas leisten können, davon hat uns ja ein Blick in die Abendmette und früher eine Tanzvorstellung am Himalaya oben, wo die Lamas in

Sagentiere darstellenden, schaurig schönen Masken getanzt, schon einen Begriff gegeben.

Bei großen Frühlingseinzugsfesten, die oft ein bis zwei Wochen dauern, sollen Legenden aus der indischen Götterwelt zur Aufführung gelangen, die einen recht karnevalistischen Anstrich haben. Da in dieser Zeit gewissen lamaistischen Sekten ein acht Tage langes weltliches Ergötzen erlaubt ist, artet dies Siegesfest der Wärme meist in Bacchanalien aus, in die auch die Laienwelt mit eingezogen wird, die sonst den Festen nur als Zuschauer und Zuhörerschaft beiwohnt.

Es gibt indessen Lamas, die es verachten, sich durch Äußerlichkeiten in Stimmung versetzen zu lassen, die im Gegenteil ihr Seelenheil dadurch zu finden glauben, daß sie sich eingraben oder einmauern lassen. Sven Hedin erzählt in seinen Werken über Tibet von solchen Mönchen, die in Felshöhlen eingemauert, in gänzlicher Abstumpfung der Sinne Jahre, oft den Rest ihres Lebens zubringen.

Dann gibt es auch Lamas, die als Laienpriester frisch und verschmitzt fröhlich in der Welt draußen stehen, wo sie als Wahrsager, Medizinmänner, Zauberer und Teufelaustreiber und Amulettverkäufer aus den Mitmenschen möglichst viel Geld herauspressen und ein vergnüglich Leben führen. Es beschäftigen sich aber auch die meisten Lamaklöster mit Kranken Heilen und mit Beschwören. Von alters her haben die großen Lamasereien neben den Lehrstühlen für die Sutras und die Vinayas und die Abhidarmas auch solche für Medizin und Magie.

Eine der wichtigsten Obliegenheiten der Mönche ist nebst dem Beten und Studieren das Messelesen für die Toten — an Sterbebetten sowohl als nachträglich an gewissen Tagen, um die Seele aus den Höllen (von sechzehn heißen und acht kalten Höllen wissen die Lamas) zu erlösen. Darin machen sie den Fo-Priestern Konkurrenz. Doch dürfen z. B. in Peking nur höhere Beamte sich den Luxus leisten, Lamapriester

an die Totenbahre kommen zu lassen. Nach Köppen werden in Tibet selbst für Tiere Messen gelesen.

Was die lamaistische Laienwelt anbetrifft, so bringt sie ihre Frömmigkeit in der Hauptsache durch Geschenke an Lamas und Lamasereien zum Ausdruck und indem sie das Wort Sâdha, Amen, ruft, wenn ein Geistlicher Buddhas Namen nennt. Doch gehört es zu den Selbstverständlichkeiten des Lebens, daß ein jeder Lamagläubige, so oft es nur angeht, die liebenden Worte: „Om mani padme hum" ins Jenseits sendet und zwar in möglichst vielfältiger Auflage. Wer kein Bächlein besitzt, das ihm eine Gebetsmühle drehen könnte, wer nicht oft an Tempeln vorbeikommt, da ein Gebetsrad zum Drehen bereit steht, der sendet durch einen Wimpel, darauf er die frommen Worte gemalt, sein Gebet in jene Sphären, die bestimmt sind, sie zu hören. Der Glaube, daß daselbst diese Bemühungen auf die große Lebensrechnung geschrieben und dadurch für die nächste Verkörperung, wo jeder ein hoher Lama zu werden hofft, den Ausschlag geben werden, ist unverbrüchlich.



Pai-yün-Kwan
Taostisches Kloster

Pai-yün-Kwan: „Weißer Wolkentempel." So und ähnlich heißen viele Taotempel. Derjenige, von dem hier erzählt werden soll, liegt in der Nähe Pekings und birgt eines der wenigen heute noch existierenden taoistischen Klöster. Die Philosophie vom Tao — in der Tiefe erfaßt — eignet sich nicht dazu, im Gemeinschaftsleben gepflegt zu werden. Ein jeder, der das Tao sucht, muß mit sich selbst fertig werden. Deshalb haben die ernsthaften unter den taoistischen Philosophen sich von jeher in gänzliche Einsamkeit zurückgezogen. Sie tun dies auch heute noch. Doch ihre Zahl ist gering. Die Blütezeit des Anachoretentums liegt zwei Jahrtausende zurück.

Damals, zur Zeit Tsin-shi-hoang-tis, des gewalttätigen Feindes der konfuzianischen Lehren, wurden viele der scheue Verehrung genießenden Einsiedler aus ihren Berghöhlen an den Hof geholt und beauftragt, die Ergebnisse ihres Nachdenkens der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Die Taoergründer hatten an Stelle der verjagten „Literaten" zu treten und ihr in der Einsamkeit erlangtes Wissen öffentlich kund zu tun. Von diesen Einsiedlern aber hatte der Großteil weder die Geistesbildung der konfuzianischen Gelehrten, noch war er zur Klarheit über Laotses vieldeutige Weisheit durchgedrungen. Die Versuchung war nahe, das leichtgläubige Volk mit geheimnisvollen Zauberkünsten über eigenes Nichtwissen hinwegzutäuschen, denn übernatürliche Kräfte waren von jeher den Anachoreten zugeschrieben worden. Viele angehende Taoforscher wurden Geomanten und Astrologen. Es kam das Fengshuisystem auf.

„Fengshui", das ist die heutzutage noch so unglaublich wichtig genommene sogenannte „Wissenschaft von Wind und Wasser". Eine Wissenschaft, die zur Geographie ungefähr so steht, wie die Astrologie



Mönche des Tao im Pai-yün-Kwan

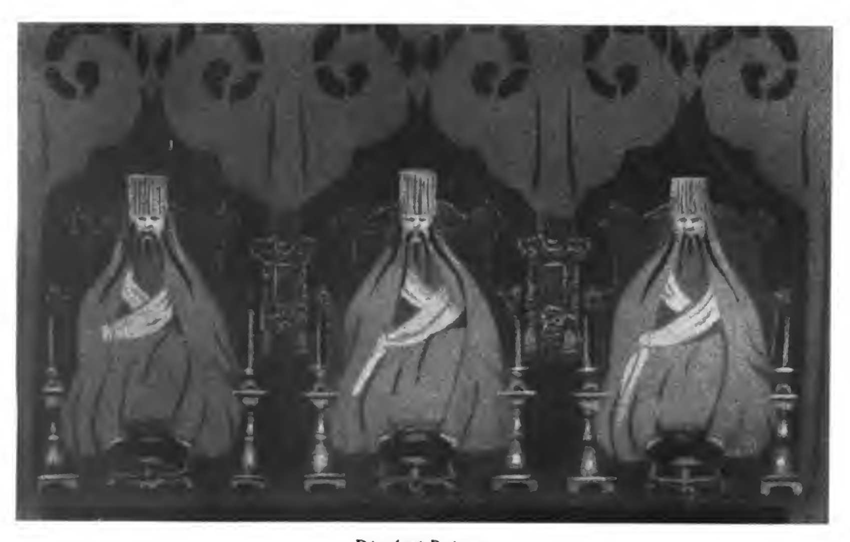
zur Astronomie. Ein Teil jedoch der „Taoprofessoren" nahm sich der im Volke immer mehr aufkommenden animistischen Gottheiten an und erwählte sich zum Vorbild für ihren Beruf das buddhistische Mönchs- und Priesterwesen.

Pai-yün-Kwan, das taoistische Kloster, unterscheidet sich äußerlich in nichts von andern — seien es buddhistische oder konfuzianische — Tempelanlagen. Was die Architektur anbetrifft, so gibt es in China ja sowieso keine große Abwechslung. Tempel und Klöster, Paläste und Profanbauten sind hier alle in ein und demselben, durch Jahrhunderte hindurch unverändert gelassenen Stil erstellt. Abgesehen von den Hütten der Armen und den Verkaufsläden in den Städten, bestehen die Wohnungen alle, die von Fürsten und Privaten sowohl als auch die von Götzen und Mönchen, aus einer Anzahl von untermauerten hölzernen Hallen, die geschweifte Dächer tragen und meist von hohen Mauern umgeben sind. Je nach Stellung, Reichtum, Prunkliebe der Bewohner, ist die Zahl und die Ausdehnung dieser Hallen groß oder klein, ist deren Holz kostbar oder gering, sind deren Schnitzereien kunstvoll und reich, oder roh und spärlich, sind die Dächer grau- oder grünfarben, besetzt mit vielen oder wenigen Dachreitern oder Drachen aus Porzellan, denen das Dämonenverscheuchen obliegen soll. — Je nach Kultur und Ordnungssinn der Bewohner sind die Papierflächen, die das Tageslicht in die Hallen hineinlassen, tadellos oder zerfetzt, sind die Höfe und Gärten gepflegt oder verwahrlost, die Mauern frisch gestrichen oder schmutzig und am Zerbröckeln.

Der weiße Wolkentempel scheint zu den gut gepflegten zu gehören. Oder ist nur der Regen, der bei unserem Eintritt eben zu fallen aufgehört hat, daran schuld, daß die Höfe so blitzblanken Eindruck machen? Der Gegensatz zwischen dem fast knietiefen Schmutz, durch den unsere Rikschas mühsam hiehergezogen worden und den abgeschwemmten Steinfliesen, die nun eben in der Sonne zu trocknen beginnen, ist groß. Zwischen den Porzellandächern, die in frischer Feuchte glänzen, glitzern die Koniferen, die sonst meist mit Staub bedeckt sind, und die hellgrünen Laubbäume heben sich in strahlenden Flächen vom stumpfgrauen Himmel ab. Von den uralten Gedenksteinen in den Höfen und den Steinschild-

kröten, die sie tragen, hat der Regenguß das patinaartige Moos soweit abgewaschen, daß sie nun wie von Seifenschaum überzogen aussehen. Von den glatten Flächen und den Rundungen der alten bronzenen Opfergefäße ist die Staubschicht, die sonst auf ihnen lagert, gänzlich weggefegt. Da und dort in den Verzierungen sind Wassertropfen hängen geblieben und funkeln in der Sonne wie Edelsteine. Saftige Gräser und Blumen haben zwischen den Fliesen herauf ihre verdörrten Vorgänger üppig überwachsen und strecken ihre erquickten Halme und Dolden in das Licht. Alles hier sieht aus, als wäre es einem erfrischenden Bad entstiegen, und uns überkommt — ein seltenes Gefühl in China — angesichts dieser blitzblanken Frische etwas von der Samstagabendstimmung in Europa.

Ein stillfreundlicher Mönch führt uns von Halle zu Halle. Der Riesengötze, den wir in der ersten derselben erblicken, ist wohl der Schutzpatron dieses Tempels. Von unserm Führer, der keiner europäischen Sprache mächtig, ist nichts über den Riesen und seinen Stab von Idolen zu erfahren. Wie in buddhistischen Tempeln hat jeder Götze ein Weihrauchgefäß, Kerzen und Opfergaben vor sich stehen. Doch ein von den durch indischen Geschmack beeinflußten Götzenhallen abweichendes Bild bietet die größte der Pai-yün-Kwan-Hallen. Die Idole darin sind anderer Art. Zwar ist die heilige Dreiheit, die der Buddhismus vom Brahmanismus genommen, auch in die taoistische Kirche übergegangen. Dreiteilig ist der riesige, die Halle fast ausfüllende Götterschrein, in welchem der Gottheiten drei thronen. Aber es sind keine mildlächelnden, lockenköpfigen, mit gekreuzten Beinen auf Lotosblumen sitzende Inder mit halbnackten Oberkörpern, die man sonst in den Götzentempeln Chinas zu sehen gewohnt ist, sondern es sind würdig und streng und hochwichtig aussehende, auf goldenen Thronen thronende, mit kaiserlichen Kronen gekrönte, in weite Faltenmäntel gehüllte, stolz und erhaben dreinschauende, imposante, übermenschlich große Herren: „Die drei Reinen", die obersten Gottheiten des Taoismus. (Siehe Abb.)



Die drei Reinen

Der erste der drei Reinen ist Laotse, der „weise Alte", der im 7. vorchristlichen Jahrhundert Archivar im Staate Chou gewesen war, der, nachdem er der Menschheit eines der tiefsinnigsten Bücher aller Völker und aller Zeiten geschenkt, unbekümmert um Ruhm und Ehre sich in die Einsamkeit zurückgezogen hatte und dorten verschollen ist. Ungefähr 400 Jahre nach seinem mutmaßlichen Tode wurde in seinem Geburtsort K'in hien ‹Honan› seiner Seele, auf kaiserlichen Befehl hin, Opfer dargebracht.

Als der Buddhismus die Lehre von der Seelenwanderung nach China brachte, wurde Laotse als die „Fleischwerdung des Tao" ‹der „Weltordnung", des „Urprinzips"› angesehen und verehrt. Auch kamen da die Legenden auf, die den einen oder andern der Idealkaiser des mystischen Altertums als eine frühere Verkörperung der Seele von Laotse bezeichnen. Ja auch die Person des historischen Buddhas, des Gautama Sidharta, der im 6. vorchristlichen Jahrhundert in Indien gelebt, wird in einer taoistischen Schrift als eine Wiederverkörperung des größten chinesischen Denkers beschrieben. In der durchsichtigen Absicht natürlich, den Glauben zu erwecken, daß die indische Buddhalehre ihren eigentlichen Ursprung auf chinesische Weisheit zurückzuführen habe. Gestützt auf dieses Argument haben die Taopriester es leicht, die vom Volke so sehr geliebten Lotusidole als auch zu den ihrigen gehörig zu bezeichnen und in ihren Tempeln aufzustellen. Laotse selbst aber, von dem Sse ma Tsien vor 2000 Jahren geschrieben: „Sein Streben war, sich selbst zu verbergen und ohne Namen zu bleiben", er thront hier stolz erhobenen Hauptes als hoher Gott.

Gott Laotse zur Seite sitzt „Yü-hoang-ti", der Nephritkaiser. Yü, Nephrit ist in China der wertvollste Edelstein, Yü-hoang-ti — der erhabenste Herrscher. Zweifellos ist er eine Popularisierung des Shang-ti, des unsichtbaren „Höchsten Herrschers". Yü-hoang-ti ist in seiner Eigenschaft als höchster Herr, Geschickelenker, die volkstümlichste Gottheit

des taoistischen Trias. Im Volksmund heißt er T'ien kung (Himmelskönig). Sein Bildnis steht auf vielen Hausaltären, inmitten der üblichen lokalen Hausgötter, doch ohne da eine Ausnahmestellung einzunehmen.

Der dritte im Bunde mit dem Fleischgewordenen Tao und dem Geschickelenker ist T'ai-shi, „der große Anfang", eine zur Gottheit erhobene Abstraktion. Nach Wilhelm Grube ist dieser T'ai-shi dieselbe Gottheit wie Panku, von dem die Legende erzählt, daß er aus der Verbindung des Yang und des Yin, aus den Prinzipien des Lichtes und der Finsternis hervorgegangen ist und daß er mit seinem Tode die Wunder der Schöpfung geboren habe. „Sein Atem wurde zum Winde, seine Stimme zum Donner, sein linkes Auge wurde zur Sonne, sein rechtes zum Mond, sein Blut floß zu Flüssen, sein Haar wuchs zu Pflanzen auf dem Erdboden, der aus seinem Fleische sich gestaltete. Sein Schweiß tropfte als Regen hernieder und das Ungeziefer, das auf seinem Körper gekrabbelt, das wurde — — — das Menschengeschlecht.

Selbstverständlich haben im Pai-yün-kwan eine eigene Halle auch die Pah-sien, die acht Genien, die im Taoismus ungefähr dieselbe Stellung einnehmen wie die berühmtesten Heiligen im Katholizismus und die beliebtesten Lohans im Buddhismus.

Nach einem Glauben, der in China allgemein verbreitet ist, treten diese Genien von Zeit zu Zeit in Menschengestalt auf. Der chinesische Kalender sagt, daß am 19. Tag im ersten Monat des Jahres die Genien auf Erden sich versammeln. Diese Genienzusammenkunft wird im Pai-yünk-wan immer ganz besonders mit Festlichkeiten gefeiert, die schon zwei Wochen zuvor ihren Anfang nehmen, mit Festlichkeiten, bei denen Weihrauchverbrennen, Orakelbefragen, Gongmusik, bunte Laternenbeleuchtung und Feuerwerk die Hauptrollen spielen. Wie bei unsern Kirchweihfesten sind aber auch Verkaufs- und Schaubuden aufgepflanzt, die große Menschenmengen heranlocken. Die Stelle unseres Alkohols nimmt hier Tee ein, die von unsern Tanzbelustigungen Pferde- und Wagenrennen.

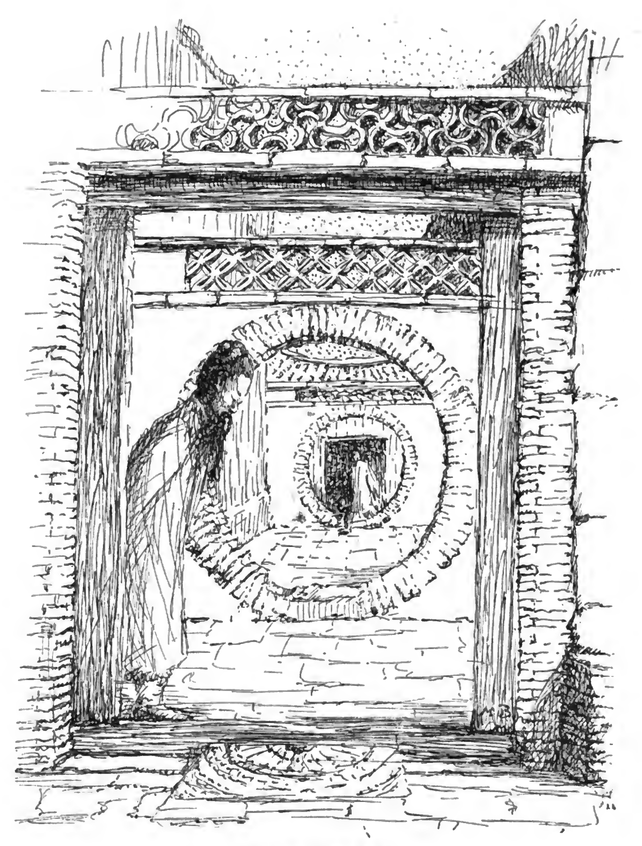
Unser Tempelführer zeigt uns auch die Bühne, auf der bei dieser oder andern Festgelegenheiten zu „Ehren der Götter und Genien" Theater gespielt wird. Es ist dies eine auf drei Seiten offene Halle, deren Dach von geschnitzten Säulen getragen wird. Zwei Türen an der Rückwand führen in ein dahinterliegendes Gemach für die Künstlertruppen. Szenerien braucht ein chinesisches Theater nicht. Der auftretende Schauspieler beschreibt selbst die Umgebung, in der das Publikum ihn zu denken hat. Nötigenfalls gibt er durch bekannte Bewegungen gewisse Zustände an. Z. B. fingiert er zu Pferde zu sitzen, indem er eine Zeitlang das eine Bein in die Höhe hebt, oder er gibt vor, im Wagen zu fahren, indem er ein auf Papier oder Stoff gemaltes Rad in der Hand hält. — Der chinesische Schauspieler zeigt auch gleich beim Auftreten, welchen Charakter er vertritt. Ist sein Antlitz rot bemalt (Rot verscheucht ja in China die bösen Geister), so kommt er als guter Mensch. Als Bösewicht jedoch sieht er kalkweiß aus. Stets spielen Männer auch die Frauenrollen. Während es in Japan die Priester der Shintotempel selbst sind, die die Götter mit Pantomimen und Tänzen ehren, überläßt der chinesische Klerus dies Berufsschauspielertruppen.

Ein Theater gehört in China zu jedem größeren Tempel, denn die chinesischen Götzen alle lieben solche Unterhaltung. Darum werden ihnen meist zu ihren Geburtstagen Theatervorstellungen geboten. Das Kloster oder die Tempelgemeinde bezahlt sie, wenn nicht Privatleute, die vielleicht irgendwie gegen die Götter sich versündigt haben, und sie nun besänftigen möchten, das Geld hiezu stiften. In Tempeln, wie hier in Pai-Yün-kwan, wo die Bühne nicht direkt den Götzenhallen gegenübersteht, gibt es von allen wichtigen Idolen kleine Nachbildungen, die (da die eigentlichen Götzen zu schwer zu transportieren sind), bei Theatervorstellungen als Zuschauer auf Sockeln vor die Bühne gestellt werden. Ziemlich sicher waren es ursprünglich fromme Legenden, mit denen die Götzengäste unterhalten wurden. Heutzutage jedoch nimmt man es in

der Auswahl der Theaterstücke nicht mehr so genau. Den Genien und Göttern scheinen auch Ritterromane und moderne Sittenschauspiele genehm.

Einem Teil der Mönche werden solche Blicke ins Weltleben eine willkommene Abwechslung sein, andern aber, solchen, deren inneres Ringen und Suchen nach dem Sinn des Lebens keinerlei Abwechslung gestattet — wie störend mögen für diese die Festtage mit Theater- und Volksanhäufung sein. Aber entbehren können die Klöster solche Feste nicht, denn sie bringen das nötige Geld ein. Die Mittel zum Leben müssen doch irgendwoher zufließen. Arbeiten ist in chinesischen Klöstern nicht gestattet.

Unser stillfreundlicher Führer bringt uns zu seinen Brüdern, von denen mehrere in einem großen Raum zusammenhausen. In stumpfes Nichtstun versunken, sitzen die Mönche auf ihren Kangs. Kangs, das sind die typisch chinesischen Erhöhungen, die den Wänden entlang gemauert als Sitzgelegenheit bei Tag, als Schlafstellen des Nachts dienen. Röhren, die in diese Erhöhungen eingemauert sind, leiten aus dem Feuerherd der Küche Wärme herbei. Im Winter eine große Annehmlichkeit, scheinen diese warmen Plätze auch jetzt im Sommer nicht verachtet zu werden. Sie wirken beim sogenannten Meditieren gar sänftiglich einschläfernd und entheben so die, welche sich der Erdenschwere entziehen wollen, jeglicher Anstrengung. Langsam, wie im Schlaftaumel, erhebt sich bei unserm Erscheinen die eingelullte Brüderreihe von den Kangs. Die Eitelkeit der Welt scheint bei ihnen noch nicht ganz überwunden. Der eine sucht und findet einen neuen blauen Mantel, um ihn über sein zerschlissenes Gewand zu werfen, ein anderer zupft seinen Bart zurecht, ein dritter steckt seine Haarnadel fest — Taomönche tragen ja ihr langes Haupthaar in Knoten gewunden, auf dem Hinterkopf festgesteckt. Ein jeder von den Brüdern bemüht sich, uns irgendeine Freundlichkeit zu erweisen — „das Leben ist die Güte", lehrt Laotse. Es bietet uns



Tore im Klosterhof

einer Tee an, ein anderer Zigaretten. Einer zeigt die Schätze der Klosterstube: eine europäische Uhr — ein Spiegelscherben — an die Wände geheftete Bilder: Ausschnitte aus einer hieher verirrten illustrierten europäischen Zeitung und verblichene Amateurphotographien und Ähnliches, über deren Besitz die einsamen großen Kinder sich mächtig zu freuen scheinen.

Dann werden uns die Gärten gezeigt, die außergewöhnlich hübschen, in Terrassen gegliederten Anlagen, deren stille Lauben und Pavillons und grün überwachsene Ecken und Nischen so recht dazu angetan sind, als freundliche Einsiedlerklausen zu dienen. „Vergiß die Zeit, vergiß die Meinungen! Erhebe dich ins Grenzenlose! Und wohne im Grenzenlosen!" Der diese Worte gesagt, der Philosoph Tschuang Tschou, er mag wohl auch inmitten duftender Blumenbeete sich in die Ergründung des Tao versenkt haben, als ihm einst geträumt, er sei ein Schmetterling, „ein flatternder Schmetterling, der sich wohl und glücklich fühlte und nichts wußte von Tschuang Tschou, da er plötzlich aufgewacht, wieder wirklich und wahrhaftig Tschuang Tschou ward, und da erst recht nicht wußte, ob Tschuang Tschou geträumt, daß er ein Schmetterling, oder ob der Schmetterling geträumt, daß er Tschuang Tschou sei".

Wieviel Träume wohl hier in diesem seltsamen Klostergarten schon geträumt und wieviel tiefe Gedanken gedacht worden? — Gedanken über Sein und Nichtsein.

Ob wohl mancher der Mönche hier zur Einsicht gekommen, wie Tschuang Tschou, daß, „wer in seinem Körperlichen gestaltet das Unkörperliche, der hat einen festen Halt. Er geht hervor aus dem Unbedingten und dringt ein ins Unteilbare" ....? Ob wohl manch einer von ihnen wie Yän Hui sagen kann: „Ich habe meinen Leib dahinten gelassen, ich habe abgetan meine Erkenntnis. Frei von Leib und frei von Wissen bin ich Eins geworden mit dem, das alles durchdringt!"

Hausaltäre.

Der Chinese, keinen Sonntag kennend, sucht die Götter im Tempel nur bei besonderen Gelegenheiten auf. Diejenigen Idole, denen er am meisten Zutrauen schenkt, die hat er bei sich daheim stehen. Es ist ein chinesischer, überhaupt ein ostasiatischer Haushalt gar nicht denkbar, ohne eigene Kultstätte.

Während im Nachbarreiche Japan die Hausaltäre in einem der innersten Gemächer stehen und hinter Papierwänden vor Profanierung geschützt sind, nehmen sie im Reiche der Mitte eine weniger intime, ja meist sogar eine recht öffentliche Stellung ein. Das erste, was der Besucher eines chinesischen Haushaltes erblickt, ist ein der Stubentüre gegenüberstehender Altar und wer abends die Gassen einer chinesischen Stadt durchstreift, dessen Blicke werden immerzu angezogen von den durch die offenen Türen der zu ebener Erde liegenden Gemächer schimmernden Lichtern der Hausaltäre: von winzig kleinen Öllämplein — ein Docht in einem irdenen, mit Sesamöl gefüllten Näpfchen im ärmlichen Haushalt — oder von Kerzen mit Spiegeln dahinter, oder von Petroleumlampen, oder gar von elektrischen Glühbirnen in den Familien, die sich solchen Luxus leisten können oder wo die Lichtquelle nebst den Göttern auch noch einem Schüler beim Aufgabenmachen und Studieren oder einem Handwerker bei der Arbeit zugute kommen muß.

Auch in den streng konfuzianischen Familien, in denen die Götzen verachtet werden, fehlt der Hausaltar nicht. Denn der Hausaltar ist in erster Linie für die Ahnentafeln da, für die Stelen, die die Namen der verstorbenen Väter und Vorväter tragen und in die von Zeit zu Zeit deren Seelen wohnen kommen, um teilzunehmen an den Familienereignissen. Vor diesen Seelentafeln stehen stets Weihrauchsgefäße, Kerzenhalter und meist Blumen oder Früchte und Tee. Es drückt aber

der Hausvater, auch wenn er noch so eifriger Konfuzianer ist, doch meist ein Auge zu, wenn seine Frau ihre Lieblingsgötzen daneben stellt. Letzteren ist aber gewöhnlich ein besonderer Altar errichtet. Es gibt auch unter den Gelehrten Chinas genug solche, die es nicht verschmähen, in ihren Studierstuben eine der Schutzgottheiten ihres Standes aufgestellt zu haben und ihm gelegentlich Weihrauch zu opfern. Da Konfuzius, der „Kaiser im Reiche der Gedanken" als Statue nicht aufgestellt werden darf, tritt an seine Stelle ein dem taoistischen Pantheon entnommener Gott: Wen Tschang, der Literaturgott. Wen Tschang gehört zu den staatlich anerkannten Gottheiten. Er steht in jeder Schule und erhält da regelmäßig Opfer von Staats wegen.

Fast ein jeder Beruf in China hat einen eigenen Schutzpatron, derjenige der Diebe und derjenige der Prostituierten nicht ausgenommen. Diese Schutzpatrone haben meist ihre eigenen Nischen in Werkstatt oder Laden und erhalten regelmäßig jeden Morgen Weihrauch geopfert. Es hat auch die Kinderwelt ihre eigenen Schutzgottheiten, von denen die eine oder andere oder mehrere zugleich in jedem Haushalt zu finden sind. Da ist z. B. das Götterpaar Kang-fu und Kang-nu, das dafür sorgt, daß die Kinder nicht vom Kang, vom Ofenbett, fallen.



Ts'ai-shen, der Glücksgott

Daneben gibt es noch eine Unmenge von Hausgöttern, die je nach der Gegend, verschieden sind, — sich

oft aus alten lokalen Gottheiten rekrutieren. Ein Gott, der überall in dem immensen Reiche zu finden ist, Ts'ai-shen, der Gott des Reichtums, des Glückes, die ursprünglich animistische Gottheit, deren joviale Figur auch in jedem Tempel einem entgegenlacht und der in Kriegen den Befehlshabern in eigener Sänfte nachgetragen wird. Dann fehlt auch selten auf dem Hausaltar Kuanyon, die buddhistische Himmelskönigin. Oft hat sie zur Seite die Chin-niang-niang, die neun Göttinnen, von denen eine die Macht hat, Kinder zu spenden, eine andere Geburten zu beschleunigen, ein dritte Blattern und Scharlach zu heilen usw.

Ein Gott, der in gar keinem chinesischen Haushalt fehlt, ist Tsao-wang, der Herdgott. Er wird auch Küchengott genannt, da er seinen Platz über dem Herd in der Küche hat. Gewöhnlich ist da eine Nische für ihn. In den Haushaltungen, wo kein tönerner, hölzerner oder metallener Götze erschwingbar ist, prangt sein Bild auf Papier gedruckt an der obligaten Stätte, oder auch nur sein Name. Auch der Namenszug eines chinesischen Götzen kann Opfer entgegennehmen und sie dadurch vergelten, daß er Bitten erfüllt. Zu den beliebten Göttern gehört der Herdgott gerade nicht, eher zu den gefürchteten. Um so mehr Ehre muß ihm angetan werden. Tsao-wang steht es zu, das Leben und Treiben der Familie zu bewachen. Er hat aufzupassen, ob die Hausfrau des Morgens früh an die Arbeit gehe,



Göttin, die Augen heilt

ob sie sorgfältig für den Hausherrn und die Söhne koche, ob sie und ihre Töchter sich mit den Resten der Mahlzeiten begnügen, ob sie fleißig Seide und Baumwolle spinne und die Kleider und Schuhe für ihre Familie und die Schwiegereltern näht, und ob sie letzteren und ihrem Manne gegenüber unterwürfig genug sei. Und Tsao-wang hat aufzupassen, ob die Töchter nicht gar zu viel Zeit vergeuden, sich zu schminken und zu schmücken, und ob sie nicht zu viel in die Tempel laufen, sondern mit züchtigen Mienen daheim sitzen und von der Mutter die Haushaltung, das Nähen und etwas Lesen und am Zählrahmen rechnen lernen. Und Tsao-wang hat aufzupassen, daß die schon im Li ki stehenden Vorschriften erfüllt werden, daß Unziemlichkeiten nicht vorkommen wie die, daß ein Mädchen einem Schwager direkt etwas in die Hand gäbe, oder daß an ein und demselben Haken Männer- und Frauenkleider hängen... Und gar vieles anderes mehr hat der Herdgott zu beobachten. Daß ihm nichts entgeht, das weiß die Familie wohl und sie vergißt darum nie jeden 1. und 15. des Monats ihn mit Weihrauchopfern gnädig zu stimmen.

Am 25. des letzten Monats des Jahres, wenn wir freudig Weihnachten feiern, ist dem chinesischen Haushalt meist etwas ängstlich zumute, denn an diesem Tage steigt Tsao-wang, der Herdgott, zum Himmel empor, um da Rechenschaft abzulegen über das Betragen der ihm unterstellten Familie. Letztere unterläßt es nun nie, ihm vor der Abreise eine feierliche Mahlzeit vorzusetzen, eine Mahlzeit, die zur Hauptsache in Süßigkeiten besteht — in Kuchen, gezuckerten Melonenschnitten und Ähnlichem. In vielen Gegenden ist es Sitte, den Mund des Herdgottes mit Syrup oder Honig zu beschmieren — damit er im Himmel oben ja nur Süßes aussage — oder (wie es viele auslegen), damit der Mund ganz zusammengeklebt bleibe.

Für die Himmelsreise der Götterboten werden auch im Hofe Vorbereitungen getroffen, Papierstückchen, auf denen Pferde, Sänften und

andere Beförderungsmittel gedruckt sind, werden verbrannt und die Asche in die Lüfte zerstreut. Wasser und Heu wird an die Haustüre sowohl am Abend der Abreise als am Morgen der Rückkehr gestellt. Während der Abwesenheit des göttlichen Aufpassers wird dessen Nische von der angesammelten Weihrauchasche und den verdörrten Blumenopfern gereinigt.


Götterbild

Hat Tsao-wang als Papierbild im Haushalt gewohnt, so ist dieser samt den Reisevehikeln verbrannt worden. Als Statue wird sie für vier Tage als entseelt betrachtet. Doch zweifelt man nicht daran, daß ein unsichtbarer Stellvertreter nun in das Haus eingezogen sei. Altchinesischem Ritus gemäß hat man diesem gegenüber Gastfreundschaftspflichten. Feierliche Stille muß in der Familie herrschen, Kinder und Dienerschaft werden nicht laut gescholten, auch darf kein Holz gehackt, überhaupt nichts Geräuschvolles unternommen werden, und täglich wird Gold- und Silberpapier dem Jenseitsgast geopfert, bis Tsao-wang vom Himmel zurückkommt und seinen Platz wieder einnimmt.

Tsao-wang ist ein uralter Gott. Von den Chinesen wird sein Ursprung auf einen ehemaligen Minister zurückgeführt, der unter Hoang-ti,

im dritten vorchristlichen Jahrtausend als Direktor des Feuerwesens amtete. Europäische Forscher bringen Tsao-wang in Zusammenhang mit Agni, dem indischen Feuergott, der sowohl als Hüter des Hauses und Herdes, wie auch als Götterbote besungen wurde. Er verzehrt die Opferspeisen und trägt sie als Rauch und Dampf zum Himmel. Wenn auch die Chinesen als eigentlichen Feuergott einen anderen Götzen anbeten, so ist doch die Übereinstimmung mit Agni und die hohe Stellung, die Tsao-wang einnimmt, so auffallend, daß mit Gewißheit angenommen werden kann, daß der Ursprung dieser Gottheit dem einst fast bei allen Völkern heilig gewesenen Feuer selbst entstammt. — Keinem andern Hausgott kommt die Wichtigkeit des Herdgottes zu.

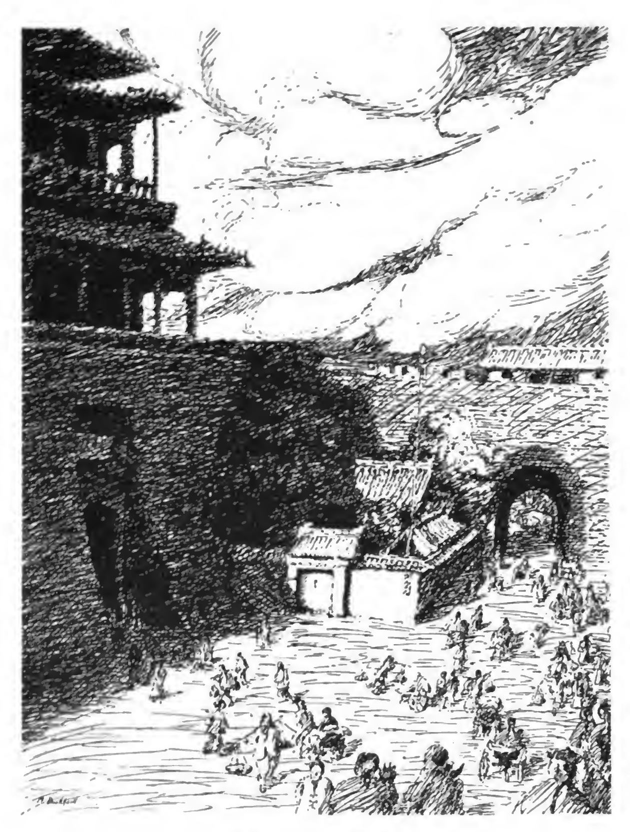


Stadt- und Staatsgötter der Gegenwartsreligion.

Was Tsao-wang, der Herdgott, für die Familie ist, das bedeutet Cheng-hoang-ye, „der Vater der Mauern und Gräben", für die Städte. Er wohnt meist neben einem der Tore der Stadt und hat da über deren Einwohner zu wachen.

Cheng-hoang-ye ist aber nicht allein dem Himmel, sondern auch der Hölle gegenüber für das Benehmen seiner Stadt verantwortlich. Ja, er ist eigentlich eine Art Stellvertreter des Höllenkönigs. Und sein erster Adjutant der P'ai-t'ou-tieh, „das Väterchen mit der Tafel", ist der Hölle Spion, in welcher Eigenschaft er von den Polizisten als Schutzpatron verehrt wird. Dem Stadtgott steht auch ein besonderer Höllenbote zur Seite, sowie zwei Sekretäre, welch letztere eine besonders wichtige Rolle spielen. Beide halten Einschreibebuch und Schreibpinsel in der Hand und zeichnen alles auf, was der Spion ihnen aus dem Stadtleben berichtet, und besonders ist genaues Aufnotieren von Verträgen ihre Pflicht. In vielen Fällen, da Eidesverträge abgeschlossen werden, geschieht dies angesichts dieser beiden „Su-pao-sze", der „behenden Rächer", und es wird an sie das Ersuchen gerichtet, einen allfälligen Treubruch zu ahnden. In großen Stadtgott-Tempeln sieht man auch noch die „Türhüter der Hölle", tierköpfige Menschengestalten mit riesigen Dreizacken zum Aufspießen der Missetäter.

Der größte aller Stadtgott-Tempel ist derjenige in Canton. Zur Zeit unseres Besuches war er zum Teil verwüstet. Die cantonesische Rebellion, an die die durchschossenen Mauern und die herumliegenden Kanonenkugeln erinnern, datiert zwar einige Zeit zurück, aber niemand scheint an Aufräumen zu denken. Doch der Schutt und die Geschosse, sie passen ja ganz gut zu den düsteren Bildern, die einem hier im „Tempel des Schreckens" vor Augen geführt werden. Da sind schon in den Höfen den Wänden entlang die zehn Höllenregionen zu sehen, jede mit ihrem



Stadtgott-Tempel in Peking

Tribunal: Überlebensgroße Holzfiguren in Richterszenen und andere in Höllenqualen. Von verblüffender Realistik. Die drastischen Darstellungen sollen den Menschen eindringlich und unvergeßlich predigen, was für Strafen die böse Tat zu erwarten hat, wie die Sünder geschunden werden, in Öl gesotten oder in ähnlicher Weise gemartert. Die Bonzen, denen die Leitung des Tempels des Schreckens untersteht, bezahlen hohe Summen für diese Pfründe, da bei ihnen die Opfergaben gekauft werden. Doch sind es meist auswärtige Pilger, die sich die Gunst der Höllenbeamten erkaufen kommen. Die Nachbarschaft des Tempels ist so an die Schauerszenen gewöhnt, daß sie ihr keinen Eindruck mehr machen, im Gegenteil, es tummelt sich darin klein und groß, als ob es eine städtische Park-



P'ai-t'ou-tieh, der Spion des Stadtgottes

anlage wäre. Handwerker und Zahnauszieher treiben hier ihr Gewerbe, Kinder spielen daneben und gar viele Spaziergänger wählen diese Höfe als ihr Ziel, vornehme und einfache Männer, die ihre Vögel an die Sonne tragen. Wollen diese Leute ihren Götzen zeigen, daß sie tierliebend sind? Nein. Das Vögelspazierentragen ist eine Liebhaberei, die überall in China zu finden ist. Bemittelte Familien stellen Männer an, die die gefiederten Hausgenossen in ihren Käfigen ins Freie zu tragen haben, und da die Tempelhöfe meist geschützt, trifft man da besonders im Frühjahr und Herbst gar viele Vogeldiener und der chinesische Volkscharakter zeigt sich einem wieder in einem ganz neuen Licht, wenn man sieht, mit welch rührender Sorgfalt die kleinen Gefangenen behütet werden — wie die Träger bei jedem Windzug Vorhängchen über die Käfige ziehen und sie bei dem nächsten Sonnenstrahl wieder heben.

Aber nicht alle Stadtgott-Tempelhöfe sind so besucht, wie der vom Tempel des Schreckens in Canton, die Tempel selbst noch weniger. Auch besitzen die meisten Stadtgott-Tempel keine eigene Priesterschaft. In diesem Falle liegt der Kult den Beamten der betreffenden Stadt ob. Diese haben vor allem jährlich den Geburtstag des Gottes zu feiern, bei dieser Gelegenheit ihn in neue Kleider zu kleiden und ihm eigenhändig das Gesicht zu waschen und ihm eine feine Mahlzeit vorzusetzen. Bei gewissen Gelegenheiten zelebrieren neben den Stadtbeamten auch buddhistische oder taoistische Geistliche. Dies ist besonders in Zeiten der Dürre der Fall, wenn Bittgesuche um Regen an den Stadtbeschützer gerichtet werden müssen. Letzteren schließen sich oft Bittprozessionen an, bei denen in vielen Gegenden, nach uraltem Brauch, der D ä m o n d e r D ü r r e in Gestalt einer Papierpuppe vorangetragen und zum Schlusse vernichtet wird. Bringt diese Prozedur samt den daran geknüpften priesterlichen Beschwörungsformeln nicht den ersehnten Regen, so kann der Stadtgott selbst aus dem Tempel geholt, entkleidet und an die brennende Sonne gesetzt werden, bis er zur Einsicht kommt, daß er für Wasser sorgen



Pilgerinnen beim Tempelkrämer

muß. Läßt er aber auch dann noch die unter der Dürre leidende Bevölkerung unvernünftig lange schmachten, so wird er abgesetzt, ein anderer Stadtgott kommt an seine Stelle.

Dem taoistischen Papste steht es zu, die Seele eines andern, im Leben verdienstvoll gewesenen Stadtpräfekten an seine Stelle zu erheben.

Doch muß die Ernennung von der Regierung in Peking noch bestätigt werden, ehe der neue Gott zu Recht sein verantwortungsvolles Amt antritt.

Wie der Stadtgott und sein Stab, so haben auch die meisten Staatsgötter einst als menschliche Wesen gelebt. Die Ahnenverehrung hat zum Heroenkult geführt. Unter diesen Heroengöttern ist wohl der volkstümlichste Kuan-ti, der oberste Kriegsgott. Seltsam erscheint dies, da China ja so gar keine kriegerische Nation ist — nie war. Der Buddhismus sowohl, als auch der Taoismus verwerfen das Kriegshandwerk. Daß in jeder Stadt Chinas ein Kuan-ti-Tempel zu treffen ist, hat seine Ursache darin, daß Kuan-ti zugleich auch Schutzpatron der Kaufleute ist. Handel und China — das stimmt schon eher zusammen. Kuan-ti war in seinem Erdenleben ein Krieger unter der Handynastie gewesen und als Opfer großen Heldenmutes gestorben. Doch da er nicht nur als Kämpfer in Schlachten, sondern auch als Gelehrter berühmt geworden war, gehört zu seinen Attributen ein aufgeschlagenes Buch. Diesem Buch, in welchem der Held liest, ist es zuzuschreiben, daß Kuan-ti auch als Schutzgott der Kaufmannschaft verehrt wird. Diese Darstellung nämlich schließt (nach W. Grube) eine doppelte Bedeutung in sich: 1. „Wer Bücher liest, erlangt Vorteil." 2. „Wer auf sein Kapital achtet, erntet Zinsen." — Es gibt wohl kaum einen Laden im Reiche der Mitte, da nicht das Bildnis von Kuan-ti ein Plätzchen hat, mit einem Altärchen, darauf wenigstens Weihrauch und Tee ihm vorgesetzt.

Die Zahl der Götter, die zu den staatlichen gehören, d. h. zu denjenigen, dem die Beamtenwelt an gewissen Tagen zu huldigen verpflichtet ist, ist nach und nach sehr groß geworden. Sie umfaßt nicht nur Heroen der Geschichte, sondern auch Götzen animistischer Art, anthropomorphisierte Gestirne, Wind und Wetterkräfte, Wolken, Elemente und Berge, Flüsse usw., sondern auch viel andere nützliche Wesenheiten wie z. B. einen Gott der Porzellanöfen, einen Gott der Vorratskammern und viele andere mehr.



Tempelhofpublikum

Alle diese Staatsgottheiten besitzen eigene Tempel oder Kapellen, in denen ihre Geburtstage feierlich begangen werden. Da nicht immer genügend Vermögen vorhanden ist, um eine eigene Priesterschaft zu

unterhalten, liegt es der Nachbarschaft der betreffenden Tempel ob, die Feier zu veranstalten. Mittels Listen wird im Stadtviertel Geld gesammelt und ein jeder, dem es irgendwie um die Gunst des betreffenden Gottes zu tun ist, steuert da bei. Die Freigebigsten übernehmen dann gewöhnlich die Durchführung des Tempelfestes und verwalten die Tempelgeschäfte. Ein Kalligraph hat die Namen von der Liste, alle kunstvoll und leicht lesbar, auf rote Papiere zu malen, die am Feste selbst neben den Tempeltoren so befestigt werden, daß Götter und Menschen sie gut sehen können.

Die begüterten Tempel haben eine fest besoldete Priesterschaft, die sich meist aus buddhistischen Geistlichen rekrutiert, während in die priesterlosen Tempel meist Taopriester zum Vollziehen der Opfermessen geholt werden. Den Staatsgöttern kommt es gar nicht darauf an, welchem Glauben die Opferdarbieter angehören.

So eine Messe beginnt mit ungezähltem Kotaumachen der Priester und der Tempelbehörde vor dem Geburtstagsgott. Dann kommt ein rhythmisch Hin- und Hergehen, dann ein leises Murmeln, oft begleitet von Trommelschlägen, ein Hersagen von Gebeten zugunsten der Spender der Messe, dann aber auch für das ganze Stadtquartier. Der weihevollste Augenblick ist der, da die Opferplatten mit der Festmahlzeit von den Priestern emporgehalten und dem Götzen angeboten werden. Dann knien alle Messeteilnehmer, Musik setzt ein, Weihrauch wird verbrannt und zum Schluß wird auch noch Papiergeld und damit die auf Zetteln geschriebenen Wünsche der Gemeinde dem Feuer übergeben.

Zu den Staatstempeln gehören auch die Tsiet-liet-son, die Triumphbogen, die verstorbenen Frauen errichtet werden, welche sich durch besondere Keuschheit ausgezeichnet hatten, wie z. B. Witwen, die ein tugendhaftes Beispiel gegeben, indem sie aus Frömmigkeit auf Wiederverheiratung verzichteten.

Die berühmteste der staatlichen Kultstätten ist der Tempel des Himmels, die Kultstätte des Einen Gottes. Doch dieser Glaube an den Einen Gott hat schon im dunkeln Altertum eine Spaltung erfahren: dem Himmel wurde die Erde zur Seite gestellt und fortan galt es beiden zu opfern. Auf dem T'aischan sowohl, als in Peking gibt es analog dem Himmelsaltar einen Erdaltar. Auf letzterem, dem an der Nordmauer der chinesischen Hauptstadt liegenden Ts'tan opferte der Kaiser alljährlich. Die Opferfeiern waren ähnlich denen auf dem Himmelstempel, doch während die Gaben für den Himmel durch Feuer zu ihm aufzusteigen haben, gräbt man diejenigen für die irdischen Mächte in die Erde ein.

Wichtiger noch als der Erdaltar ist den Chinesen der Ackerbautempel. Es ist dies auch einer der dem Volke nicht zugänglichen Tempelbezirke. Er liegt im Süden Pekings, dem Himmelstempel gegenüber, besteht wie jener aus hochummauerten Parkanlagen, in deren Mitte die verschiedenen Tempelhallen und Altäre sich erheben. Es sind der Altäre vier hier. Viereckige weiße prächtige Marmoraltäre. Der wichtigste derselben ist Shen-nung, dem göttlichen Ackerbauer, einem mystischen Kaiser der Vorzeit, geweiht, der zweite dem Planeten Jupiter, der als Lenker des Jahres gilt, und die beiden anderen den himmlischen und den irdischen Geistern. Hier fanden zur Monarchiezeit jeden Frühling die großen Ackerbauzeremonien statt, mit denen der Kaiser die Zeit des Feldbaues eröffnete. Unter den Mingkaisern waren es nur die obersten Eunuchen, später die höchsten Taopriester, die den Himmelssohn hieher begleiteten. Auch unter den letzten Dynastien durften die ersten Hofbeamten mit dabei sein.

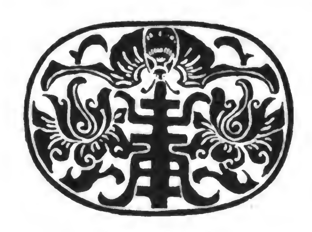
Nach dem vorangegangenen üblichen Fasten und Meditieren eröffnete und segnete der Drachenthroninhaber den Ackerbau, indem er auf dem heiligen Feld des Tempels seine eigene Hand an den Pflug legte und mit ihm vier Furchen zog. Unter großem Pomp

und rauschender Musik ging diese Zeremonie vor sich. Neun der höchsten Würdenträger durften dann die kaiserliche Erdbestellung nachahmen und ebenfalls mit dem gelben kaiserlichen Gerät je eine Furche ziehen durch den heiligen Boden und ihn mit Samen bestreuen. Der Ertrag kam den Opfertieren der kaiserlichen Tempel zugute.

Eine jede Provinzhauptstadt hat solch einen Ackerbautempel, auf dem am selben Tag und zur selben Stunde ein Stellvertreter des Herrschers diese Weihung und Eröffnung der Feldarbeit vornimmt.

In ähnlicher Weise wie der Kaiser dem Gotte des Ackerbaues zu huldigen hatte, lag es der Kaiserin ob, der Göttin der Seidenzucht ihren Tribut zu zahlen. Jedes Jahr, am bestimmten Tage, begab sie sich mit ihren Hofdamen in den Tempel dieser Göttin, spendete ihr vom wohlriechendsten Weihrauch und streute den Seidenraupen, die im Tempel gehalten werden, wohlschmeckende Maulbeerblätter.

Jetzt, im Zeitalter der Republik, wird sowohl diese Ehrung des Ackerbaugottes, als auch die der Seidenzuchtgöttin unterlassen. Ist doch die moderne Regierung bestrebt, mit den alten Gottheiten etwas aufzuräumen, wenigstens deren Zahl einzuschränken. Indessen wird dadurch, daß man altheilige Zeremonien abschafft, das Volk noch nicht wahrhaft aufgeklärt. Wohl aber geht ein schönes Stück Poesie verloren, wenn man solche symbolische Handlungen in Vergessenheit geraten läßt.



Ahnenkult

„Sag nie: hier bin ich ungesehen,
und keiner ist in meiner Näh'.
Der Geister Nahesein indessen
ist nie im voraus zu ermessen,
und noch viel weniger zu vergessen."
(Schiking)

So und ähnlich sangen chinesische Sänger vor drei und vier Jahrtausenden. So empfindet der Chinese von heute. Der gebildete sowohl als der ungebildete. Wie nüchtern und leer würde den Söhnen und Töchtern des blumigen Reiches der Mitte ein Leben erscheinen, das nicht umwoben vom Nahesein der Geister der von der Erde geschiedenen Lieben! Auch im Zeitalter der Elektrizität, des drahtlosen Telephons — was haben diese neuen unsichtbaren Kräfte dagegen zu sagen? Warum sollten sie die Manen verscheuchen? Der Fernorientale, er könnte die Schatten derer, die ihn geschaffen, nicht missen, die Schatten, die stets Anteil nehmen an seinem Glück und Leid, an allen Plänen, an jeglichem Tun, die Schatten, die sich erquicken und erfreuen lassen und die eine so unschätzbare Verbindung mit dem Jenseits bilden. Wie wäre das Diesseitsleben ohne sie nur denkbar?

Der Ehrenplatz jeden chinesischen Haushaltes ist den Seelen der Ahnen eingeräumt. Auf hübschem Altar stehen die kleinen schwarzen Lacktäfelchen, die die Jenseitsnamen der verstorbenen Eltern und Voreltern tragen und die deren Seelen in sich aufzunehmen bestimmt sind, so oft diese Verlangen tragen, mit ihren noch in ihrem irdischen Heime weilenden Angehörigen zusammenzukommen. Es erscheinen die Ahnen da unfehlbar an ihren Geburts- und Sterbetagen, aber auch zu allen Familienfestlichkeiten: Hochzeiten- und Mündigkeitserklärungen und so fort, und stets wird ihnen eine Festmahlzeit angeboten. In der ersten Zeit, da sie von der Erde losgelöst sind, brauchen die Schatten noch regelmäßig Nahrung. Da wird ihnen jeden Tag warmes Essen vorgesetzt

samt Eßstäbchen. Später begnügen sie sich mit Tee. Aber auch im ärmlichsten Stübchen fehlt es nie an frischgefüllten Teeschälchen auf dem Ahnenaltar. In gutsituierten Familien sind die Ahnentafeln von Weihrauchschalen und Leuchtern und Blumen und Früchten umgeben. Es sind zwar die letzteren oft nur aus Wachs oder Blech. Aber wenn es gilt, in der Familie ein Fest zu feiern, kommen zu den dampfenden Mahlzeiten auch frische duftende Früchte und Blüten auf den Hausaltar, die Kultstätten der Ahnen.

Der Chinese zeigt eine vollendete Courtoisie den Ahngeistern gegenüber. Nichts Wichtiges geschieht im Leben der Familie, ohne daß davon die Ahnen benachrichtigt werden. Dies Benachrichtigen ist stets mit einer Opferdarbietung verbunden. Man bittet die Seelen feierlich, während man Weihrauch verbrennt, sie möchten sich in ihre Stelen begeben. Gewöhnlich ladet man auch die noch in Menschengestalt einhergehende Verwandtschaft zu dem Opfermahle ein, die ihrerseits meist auch noch kleine Leckerbissen vor die Tafeln der Verstorbenen stellt und die dann wiederum beschenkt wird mit dargebrachten Opferspeisen. Alle Eßwaren, die mit den Gästen aus dem Geisterreich in Berührung gekommen sind, gelten als geheiligt.

Dem Ritus gemäß stehen sieben Stelen auf dem Hausaltar. Die ältesten, die den neuen Platz machen müssen, kommen, wenn die Mittel eine Miete gestatten, in das Familienmausoleum. Fast ein jedes Geschlecht hat einen solchen Ahnentempel. Viermal des Jahres finden darin Opferfeiern statt, an denen von der Verwandtschaft teilnimmt, wer Opfergaben zu steuern gewillt ist. Dem Familienältesten, der sich aber auch durch einen Priester vertreten lassen kann, steht die Zeremonie des Anbietens der Opferschüsseln zu.

In vielen dieser Ahnentempel sind die Gedächtnisfeiern sehr pomphafter Art. Da finden sich schon am Abend vorher Bonzen in der Stelenhalle ein, um nach bestimmten Vorschriften mit dumpfen Paukenschlägen

und duftendem Weihrauchgewölk die Manen auf den nächsten Tag ehrerbietigst zu Gaste zu laden. Wie es am Opfertage selbst zugeht, das beschreibt anschaulich ein vor 3000 Jahren oder noch früher gesungenes, von V. v. Strauß & Torney übersetztes, Schikinglied. Es gibt die Stimmung und Handlung auch der heutigen Ahnenfeste wieder:

„Gar glänzend sind die Opferreih'n,
Und herrlich zieh'n die Ahnen ein,
Es freuen sich die Geisterreih'n,
Den frommen Enkeln zum Gedeih'n,
Sie lohnen es mit großem Segen:
Sein Alter soll ohn Ende sein.

Am Herd ist eifriger Verkehr,
Gewalt'ge Trachten stellt man her.
Der bratet und es röstet Der.
Die hohen Frau'n geh'n still einher,
Und richten an der Schüsseln Heer.
Die Freunde und die Gäst' umher
Trinken sich zu in Kreuz und Quer.
Man feiert ganz nach Brauchs Begehr,
Lächeln und Worte sind schicklich sehr.
Die Geister tun sich gnädig her
Und lohnen es mit großem Segen
Zehntausend Jahre und noch mehr.

Spielleute treten ein, mit Tönen
Den Folgesegen zu verschönen.
Und sind die Speisen aufgetragen,
Fühlt keiner Unlust, nur Behagen.
Dann satt von Speisen, satt von Wein,

Verneigt die Häupter Groß und Klein:
„Die Geister werden, froh des Mahles,
Lang Leben unserm Herrn verleih'n."
Ganz willig, ganz zur rechten Zeit
Erfüllt ist alles nach Gebühren,
Ihr Söhn' und Enkel allzumal,
Ermangelt nicht, es fortzuführen."

Die Söhne und die Enkel, sie haben es getreulich fortgeführt bis auf den heutigen Tag.

Eine berühmte Ahnenkultstätte ist der aus der Mingzeit, dem 16. Jahrhundert, stammende Ti-wang miao, der Tempel der Kaiser und Könige in Peking.

Äußerlich unterscheidet er sich von seiner Umgebung nur durch das in kaiserlichem Gelb erstrahlende Dach und durch die quer vor dem Eingangstor sich erhebende, außergewöhnlich große, reich verzierte „Geistermauer".

Inwendig sehen an gewöhnlichen Tagen die Tempelgebäude unsagbar nüchtern aus. Auch die große Halle, die die Stelen der Herrscher Chinas birgt. Auf ansteigenden Schäften stehen in Reih und Glied die schwarzen, goldverzierten, ziemlich verstaubten Totentafeln. Davor kahle Tische, nackte Leuchter, leere Opferurnen und Vasen. Der Türhüter macht auf die berühmtesten Namen aufmerksam. Da steigen geschichtliche Reminiszenzen in uns auf, und die goldenen Ideogramme beginnen einen eigenen Glanz zu verbreiten.

Alle diese Kaiser hier — vor was für unendlich bedeutsame und schwierige Aufgaben sahen sie sich gestellt, da sie während ihrem Erdenleben, als Sachwalter des Himmels, dem letztern nicht nur für ihre Person, sondern auch für die Erdenbewohner und sogar für die Erdgeister, die Naturkräfte, verantwortlich waren!

Begreiflich ist die Verehrung, die den Manen der Himmelssöhne erwiesen wird. Es ist eine Verehrung, die mit unserer Vaterlandsliebe vergleichbar ist. Das Wort „Vaterlandsliebe" hatten die Chinesen nicht gekannt, bis es vor kurzem in den Revolutionswirren geprägt wurde. Treue Hingabe an die Kaiser, an den regierenden sowohl als an die verstorbenen, das ist ein Dogma, von dem die meisten Chinesen sich auch jetzt noch nicht losreißen können.

Wie anders sieht es in diesem Tempel aus, wenn der große Opfertag anbricht, wenn die kahlen Wände bekleidet werden mit goldgelben Seiden, Damasten und Quasten, die Tische bedeckt mit den uralten, traditionellen Opfergefäßen und mit herrlichen Opfergaben, wenn Düfte von Blumen, Früchten und Weihrauchkerzen die Hallen durchziehen. Dann bitten Sänger mit alten, frommen Weisen und Tänzer mit rhythmischen Bewegungen die Himmelsadjutanten, zum Feste herniederzusteigen in hre Namenstafeln und während „ertönen Glock- und Paukenklang zu Klingstein und zu Flötensang", treten in feierlicher Gewandung die höchsten Würdenträger des Landes ein und werfen sich dreimal zur Erde und berühren dreimal mit der Stirne den Boden vor den Stelen, die für diesen einen Tag im Jahre beseelt sind.

Die vornehmsten Staatsbeamten, was in China bis zur Republikzeit so viel hieß als „die tüchtigsten Gelehrten", sind es, die im Tempel der Kaiser und Könige amten. China hat ja von jeher nur die Aristokratie des Geistes anerkannt. Eines einseitigen Geistes. Aber bietet es nicht eine Gewähr für diese Aristokratie, daß sie mit mehrfachen, ungeheuer mühsamen Examen hat errungen werden müssen? Mit Examen, die nebst jahrzehntelangem Studium eine ganz außerordentliche Konzentration des Geistes verlangten, eine Konzentration, die wiederum eine Selbstbeherrschung voraussetzt, wie führende Persönlichkeiten sie haben sollten. Zweifellos besitzen sie, die hier als Priester funktionieren, in hohem Maße die Befähigung, unterzutauchen in den Geist der Ehrfurcht

vor den himmlischen Herren, deren einstige Gesetze und Taten sie in ihren Examenaufsätzen als vorbildlich behandelten.

Ein jeder der Literatenpriester wird unter den kaiserlichen Manen einige haben, die er bevorzugt. Wenn auch das strenge Zeremoniell ihm nicht gestattet, besonders schöne Weihrauchkerzen vor diese zu stellen, so wird doch, während sein Körper sich vor der hohen Gästeschar in den Staub wirft, seine Seele einen besondern Kotau machen vor dem einen oder andern der Himmelsadjutanten.

Zu den Stelen aber derjenigen, deren Namen in der Weltgeschichte als Helden und Eroberer einen besonders lauten Klang haben, wird aus den chinesischen Herzen nicht viel verehrendes Empfinden strömen. Kriegsheldentaten, überhaupt physischen Mut, haben die Chinesen nie besonders bewundert. Und es war nicht erst die buddhistische Mission, die die Freude am Waffenhandwerk nicht gelten lassen wollte — nein, schon Laotse hatte gesagt:

„Wer nach dem Sinn ⟨Tao⟩ dem Menschenherrscher hilft,
Zwingt nicht mit Waffen die Welt."

Und weiter:

„Die Waffen sind unheilbringende Geräte,
Nicht Geräte für den Edlen.
Nur wenn er nicht anders kann, gebraucht er sie.
Ruhe und Friede sind ihm das Höchste."

So gilt denn auch das Gedenken der Opfernden vor allem den großen Kaisern des Altertums, von denen die Geschichte erzählt, daß sie den Wahrheitsgehalt des „Wu-wei", des Gesetzes des Nichthandelns erkannt und „nach Süden schauten, ohne zu regieren", daß sie in vollkommener Harmonie mit sich selbst lebten, infolgedessen die Welt ihren harmonischen Gang ging, die Jahreszeiten ihre Fristen innehielten, das Volk friedlich, glücklich und anspruchslos dahinlebte und in dieser Ge-

sinnungsatmosphäre auch die Geister der Berge und die Geister der Ströme sich ruhig verhielten und es weder Erdbeben noch Überschwemmungen gab.

In dieser Überlieferung liegt ein Gefühl für die tiefsten Wahrheiten, das man nicht nur in China zur Alleinherrschaft wieder erwecken, das man auch in Europa aufrufen sollte!



Totengebräuche

Des Europäers Auge stellt sich da unwillkürlich ein auf düsteres Schwarz, auf schwarz gekleidete Menschen, auf schwarze Bahren und Wagen, auf schwarze Tücher und Flor. Nicht so das des Asiaten. Abgesehen davon, daß man in Asien Schwarz als Ausdrucksmittel der Trauer gar nicht kennt, wird der Tod hier ganz anders aufgefaßt, als dies im allgemeinen bei uns der Fall ist.

„Das Leben ist eine Illusion — ein Traum." — „Der Tod ist die Geburt der Seele." Das haben, unabhängig vom fernen Osten ebenso die Großen der griechischen Zeitgenossen von Laotse, Buddha und Kungtse, sowie auch nachher frühe Meister der Christenheit ausgesprochen, aber im Fühlen der Durchschnittsabendländer hat doch die „neugeborene Seele" nie die bestimmte Gestalt angenommen, nie die Selbstverständlichkeit erlangt, wie im Empfinden des Fernorientalen. Während in Europa ein immer krasser werdender Materialismus alles was mit Seelenleben in Zusammenhang steht, zurückzudrängen vermocht, hat in Asien der Buddhismus — samt seinen mißtönigen Auswüchsen — den Jenseitstheorien eine Färbung gegeben, die dem Meister Tod den Stachel genommen, der in der Durchschnittsauffassung der weißen Rasse ihm zugehört.

Für den Asiaten ist das Sterben einfach ein Ablegen der äußern Hülle. Gewiß wird nicht jedem das Brechen mit den Gewohnheiten des Diesseitslebens leicht. Besonders denen nicht, deren Lebensführung derart gewesen, daß ein Wiedergeborenwerden als Tier oder Dämon zu befürchten sein könnte. Aber diejenigen, die als Buddhisten an solches glauben, die hegen auch die Überzeugung, daß ihre Hinterbliebenen mit Hilfe der Bonzen ihnen zu einem unverdient angenehmen Jenseitsleben verhelfen werden.

Und im übrigen freut sich ein jeder Angehörige der mongolischen

Rasse mehr oder weniger auf die Macht, die er als unsichtbarer Geist besitzen werde. Es sind Rachegedanken, die meist mit in diese Freude hineinspielen.

Im großen ganzen machen die Chinesen sich nicht so viel Sorgen über ihre Wiederverkörperung, wie z. B. die pessimistisch gearteten Inder. Die meisten Söhne des Reiches der Mitte glauben nach Abstreifen des Menschenkörpers im Ki-loh-shi-kie, in der „Welt der höchsten Freuden" oder im Tsing-tu im „reinen Lande" auferstehen zu können. Gibt es ja gewisse buddhistische Sekten, für deren Angehörige es genügt, den Namen des Gottes des ewigen Lichtes — O-mi-t'o fo — in sehr großer Wiederholung am Rosenkranz herunterzusagen, um in dem unendlichen Lichtkreise, in welchem die Buddhas thronen, aufgenommen und vom Wechsel der Wiedergeburten erlöst zu werden.

Naturgemäß bringt auch ein chinesischer Sterbefall Trauer mit sich, aber daneben so unendlich viel zu befolgende Riten, daß der Schmerz der Hinterbliebenen fast aufgeht in Erfüllung des vorgeschriebenen Zeremoniells, zu dem allerdings auch ein recht sicht- und hörbares Ausdruckgeben der Trauer gehört. Genaue Vorschriften gibt es dafür. Manche Familie läßt beim herannahenden Tode eines Angehörigen einen Anstandslehrer kommen, um ja gegen den Sittenkodex nicht zu verstoßen.

Übrigens haben die üblichen Totengebräuche schon vor Eintritt des Todes beobachtet zu werden. Der Sarg steht oft schon jahrelang bereit. Die uralte Sitte, nach welcher Kinder ihren Eltern zum 59. Geburtstage die Totengewänder schenken, hat sich bis heute erhalten. Und was für umständliche Gesetze sind an diese Kleidungsstücke gebunden! Ihre Zahl muß immer ungerade sein, denn ungerade ist das Yangprinzip. Würde dies aus Versehen nicht eingehalten, so müßte die Seele des mit einer geraden Zahl Gewändern Bekleideten Gefahr laufen, dem Yinprinzip anheimzufallen, und im nächsten Leben als weibliches Wesen einherzugehen. — Die Stickereien auf den Totengewändern sind — für

China eigentlich selbstverständlich — alle symbolisch. Ängstlich werden dabei Perlen und gewisse Stoffe, z. B. Atlas, vermieden, deren Namen sich aussprechen, wie die Namen schrecklicher Taten, als da sind: „Nachkommen ausrotten" und Ähnliches. Liebende Fürsorge ließ früher auf die Sohlen der Leichenschuhe Lotosblumen sticken, die den Wunsch versinnbildlichen, der Verstorbene möge wie ein buddhistischer Heiliger auf Lotos wandeln. Seit nun aber die Kunde auf die Erde gekommen, daß die Dahingeschiedenen mit lotosblumigen Sohlen bei ihrem Überschreiten des Yen-lo-wang, des Unterweltflusses gequält werden, weil solcher Fußschmuck nur den Bodhisattvas zukomme, werden jetzt andere Glückszeichen, meist Pflaumenblüten auf die Schuhe gestickt. Oft werden aber auch Lotosblumen den Pflaumenblüten hinzugefügt, denn durch ein kleines Verschieben von den chinesischen Schriftzeichen für Pflaumenblüten und Lotosblumen soll der Satz entstehen: „Es sind keine Lotosblumen dabei" — und der Tote ist vor dem Zorn des Gottes der Unterwelt gerettet und kann dennoch auf Lotos wandeln, d. h. ins Paradies kommen. Doch, wenn auch der vom Buddhismus eingenommene Durchschnittschinese von einem Paradiese „des unendlichen Lichtes" träumt, ganz kann doch keiner von dem alten Glauben seiner Rasse loskommen, wonach die Seele der Verstorbenen ins Jenseits die Bedürfnisse und Wünsche des Erdenlebens mit sich trage. Für den Konfuzianer ist das Jenseitsleben überhaupt eine direkte Fortsetzung des Diesseitsleben, dem nur der Körper fehlt.

So gibt es unerzählbar Vieles beim chinesischen Sterben zu beobachten, für das wir Westländer kein rechtes Verständnis haben. Und erst die Leichenfeier, die am dritten Tage nach dem Tode einsetzt! Wie heißt es da für uns umdenken, um einigermaßen die umständlichen bunten Zeremonien erfassen zu können.

Wie sind wir ob dem Bild erstaunt, das sich uns bietet, wie wir zum erstenmal — in der Beamtenstadt Pekings — eine Familie besuchen,

deren Oberhaupt tags zuvor gestorben. Ein helleuchtend Binsendach über dem Hof deutet von weitem schon eine Feier an. Das über dem Tore wehende Seelenbanner, das gleich der Namenstafel bereit ist, die zurückkehrende Seele zu empfangen, zeigt, daß eine Leiche im Hause liegt.

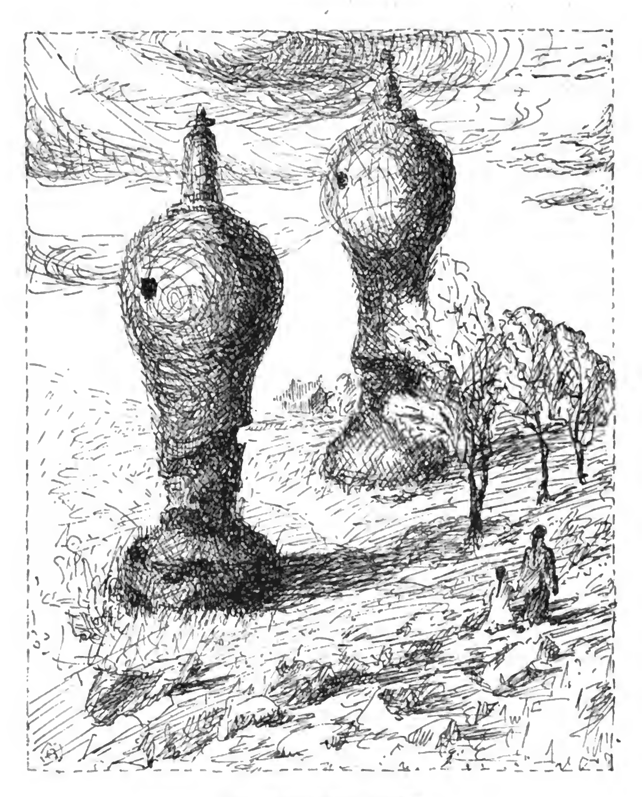
Durch den Vorhof, in dem die Musikanten mit hohlen Gongs und keuchenden Pfeifen bemüht sind, die Gespenster zu verjagen, kommen wir zu der mattenbedeckten Halle. An ihrem Eingang hocken in weiße Lappen gehüllte Klageweiber, die bei unserem Erscheinen vor Staunen in ihrem bezahlten Geheul innehalten. Die schweren Türbehänge, die hinter uns sich schließen, dämpfen den Schall der Vorhofmusik. Doch von einem über uns schwebenden Balkon ertönt von Zeit zu Zeit ein Paukenschlag. Dort oben sitzen Mönche, die die Seelenmesse lesen, zu deren Gemurmel die Töne gehören. Es sind Lamas. In starre goldgelbe Seidenmäntel gehüllte Brüder des Yung-ho-kung. Herrliche antike Kultgegenstände umgeben sie. Ihr Hintergrund, wie überhaupt die ganze Bewandung der Halle, besteht aus violettem Damast, über den weiße und bunte Bänder gespannt sind, die in ihren Kreuzungsstellen frische Blumensträuße festhalten.

Hinter gestickten Seidenvorhängen steht der Sarg. Vermutlich. Zu sehen ist nichts von ihm, aber die Seelentafel auf dem Libationstisch davor lassen ihn erraten. Der Libationstisch kann die Geschenke kaum fassen, die für den Verstorbenen hingestellt und pyramidenförmig aufgebaut wurden, die herrlichen Gerichte alle, die Platten voll Fleisch und Fisch und Gemüse und Kuchen und Früchte. Und immer wieder gelangen neue Leckerbissen dazu.

Verwandte kommen und gehen, alle in bunte gestickte Seiden und Samte gekleidet. Der Frauen Gesichter sind rosa und weiß bemalt und von Blumen und Schmuck aller Art umgeben. Die nächsten Verwandten tragen zum Zeichen der Trauer weiße breite Stoffbänder, die Frauen

um ihren kunstvollen Haarturm, die Männer um ihre Zopfenden gebunden. Alle die Besucher sagen ein paar konventionelle Worte dem Sohne des Hauses, der sie empfängt und reichen ihre Gaben dar. Der Geschenke sind so viele, daß man Mühe hat, sich durchzuwinden. Ehe man sich dem Libationstisch nähern kann, glaubt man dorten eine bunt bekleidete Dienerschaft beschäftigt zu sehen. Aber sie bewegt sich so gar nicht, diese Gruppe. Die Wasserschüsseln und Zahnputzgläser, Pantoffeln und Pfeifen und Geldbeutel usw. tragenden Jünglinge und Jungfrauen — sie sind alle aus Papier. Sie stehen bereit, ihrem Herrn ins Jenseits zu folgen. Die den Wänden entlang aufgestapelten Koffern, Truhen Sänften, Boote, Seidenstoffrollen und die Gold- und Silberbarren, all das ist ebenfalls für den Jenseitshaushalt des Verstorbenen bestimmt — auch aus Papier. Gar kunstvoll nachgeahmt. Alles was nicht — wie Speisen, Blumen und Ähnliches — durch seinen Duft in die überirdischen Sphären aufsteigen kann, wird verbrannt, um in Form von Rauch ins Jenseits hinüber zu gelangen. (Siehe Titelbild).

Der Opfergeschenke sind so viele, daß ein zweiter Hof noch eine Ausstellung davon bietet. Da haben wir vor allem einen ganz sonderbaren Palast zu bewundern, der allerdings nur einige Meter hoch ist, aber alles in verkleinertem Maßstab enthält, was ein verwöhntes Menschenkind benötigt. Seine prunkvollen Gemächer und Terrassen sind besetzt von Männlein und Weiblein, an deren Bewegung deutlich erkennbar ist, wie sehr sie bemüht sind, alles aufs beste zum Empfange des aus dem Erdenreich Geschiedenen zuzurichten. Selbst die Dienerwohnungen sind mit Kränzen geschmückt. — Nichts darf fehlen in dem jenseitigen Haushalt. Deren Stifter oder deren Angestellte werden nicht fertig, immer noch haben sie etwas beizufügen, was zu Nutz und Freude des künftigen Bewohners gereichen könnte. Es braucht wirklich chinesische Geduld und chinesische Geschicklichkeit dazu, um so ein seidenpapierenes Geisterschloß bis in die kleinsten Kleinigkeiten auszustaffieren. Und alle diese



Grabmonumente bei Tientsin

mühsam geschaffenen form- und farbenprächtigen Gebilde — von dem zauberhaften Miniaturpalast bis zu den lebensgroßen Dienerpuppen und den vielversprechenden Truhen, sie sollen heute noch den Flammen übergeben werden.

Einige Tage später erleiden dann die Wagen, die Bote, die Sänften, sowie die Koffern, das Gold und das Silber samt allem andern, was zur Jenseitsreise benötigt wird, dasselbe Schicksal.

Es ist stets Ehrensache für die Hinterbliebenen, der Seele den Umzug ins Geisterreich so angenehm wie möglich zu machen und ihr mit (später noch viel sich wiederholenden) Geldspenden drüben eine Hausführung zu ermöglichen, die luxuriöser ist als diejenige der Erdentage es war.

Erst wenn alle die Verbrennungszeremonien besorgt und die dazu gehörenden Messen gelesen worden, wird an die Beerdigung der Leiche gedacht. Wirklich nur gedacht. Im Reiche der Mitte kann eine Leiche nicht so rasch der Erde übergeben werden wie anderswo.

Daher kommt es, daß man in China immerzu Särge sieht. Särge stehen überall in Wiesen und Äckern. Särge stehen inmitten Blumenpracht und inmitten Obst- und Getreidesegen. Särge stehen den kahlen Bahnlinien entlang und Särge stehen an öden und an belebten Straßenrändern. Särge, die Wochen, Monate, meist jahrelang des Begrabenwerdens harren.

Uns scheint dies Zögern mit dem Beerdigen unbegreiflich, uns Abendländern, die wir die Macht des Fengshuis, die Macht der atmosphärischen und tellurischen Kräfte (im okkulten Sinne) nicht kennen, also die Wichtigkeit nicht verstehen, die im Zusammenstimmen der Bodenbeschaffenheit mit den Elementen und der schwer berechenbaren Wirksamkeit der Himmelssphären, genannt „der blaue Drache", „der rote Vogel", „der weiße Tiger" und „die schwarze Schildkröte", liegt. Nur die Taoshi, die zu Geomanten, zu Zauberern herabgesunkenen Tao-



Gräber

priester sind imstande, einen dem Fengshui entsprechenden Beerdigungsplatz ausfindig zu machen, in welchem der Tote wirklich Ruhe finden kann.

Die Chinesen, selbst die Gebildeten unter ihnen, die im Leben weder mit taoistischen noch mit buddhistischen Götzen und Priestern zu tun haben wollen — im Tode sind sie ganz von den Taoshi abhängig. Und diese brauchen oft unglaublich viel Zeit und Geld, bis sie eine Beerdigungsstätte gefunden haben. Aber es geht nicht anders. Denn wehe den Toten und wehe den Hinterbliebenen, wenn die Lage des Grabes nicht den Anforderungen des Fengshui entspricht. Wehe ihnen! Der Tote kann nicht zur Ruhe kommen und die Qualen, die der Selbstgequälte seinen Hinterbliebenen bereitet, sind oft fürchterlich. Unglück aller Art bricht über letztere herein. Manch eine Familie ist schon veranlaßt worden, ihren zuletzt Beerdigten wieder ausgraben und ihm eine andere Ruhestätte suchen zu lassen. Darum lohnt es sich wohl gleich von Anfang an, erstklassige Geomanten zu beschäftigen und mit dem Begraben Geduld zu haben. Daß die Geduld auszugehen droht, kommt zwar auch vor. Wenn die schlauen Taoshi dies gewahr werden, so finden sie dann oft ganz plötzlich einen Ausweg, um den Mängeln, von denen eigentlich keine Stätte frei ist, abzuhelfen. Ein Steinhaufen, eine Mauer oder gar eine Pagode oder in gewissen Fällen auch Bäume erweisen sich imstande, ungünstige Einflüsse von der Grabstätte abzuhalten. Fast selbstverständlich ist es, daß es um so länger dauert und um so mehr Geld braucht, bis der rechte Platz gefunden, je größern Reichtum der Verstorbene hinterlassen. Deshalb aber wird von dem Brauche, der von der Gegenwartsreligion geheiligt ist, nicht Umgang genommen.

Allerdings stellen gut situierte Familien ihre Leichen nicht in die Felder. Es gibt Tempel, ja auch eigens dazu gebaute Anlagen, ganze „Totenstädte", die gegen Entgelt die Särge aufnehmen, bis für sie ein Beerdigungsplatz gefunden ist.



Leichenzug

Eine solche Totenstadt besuchen wir in Canton. Um dahin zu gelangen, haben wir die Riesenstadt zu durchqueren. Durch Canton in die Totenstadt — welche Gefühlskontraste werden einem da zugemutet! Atemberaubend fesselnd ist das cantonesische Gassenleben. Unsere Denk-, Seh-, Hör- und Riechorgane werden über die Maßen angestrengt, freiwillig und unfreiwillig inmitten dieser zusammengepferchten energischen, zynischen, tätigen und lauten, gelbgesichtigen Menschenmenge und ihrer, in offenen Läden und Werkstätten ausgestellten, seltsam entzückenden, zum Teil aber auch abstoßenden Erzeugnissen. Schwer trennt man sich in den ersten Tagen von diesem alle Nerven in Spannung haltenden Getriebe. Aber es kommt dann doch der Augenblick, wo man es als Wohltat empfindet, das Gedränge, das Geschrei, den Gestank und das Gezänk der heißblütigen, manchmal bedenklich

übelwollend dreinschauenden, schlitzäugigen Südländer hinter sich zu lassen und in einer stillfriedlichen Umgebung zu verweilen, bei den Cantonesen, die den ewigen Schlaf schlafen.

Überraschend freundlich und sauber und doch typisch chinesisch sieht es in der Totenstadt aus. Die durch Straßen- und Säulengänge getrennten Gemächer und Kammern sind mit farbigen Behängen geschmückt, hinter denen die Särge, meist einzeln, aufgebahrt sind. Altäre stehen vor diesen Behängen, auf ihnen Weihrauchgefäße und Leuchter und allerlei Liebesgaben, alles aufs hübscheste geordnet. Grabesstille herrscht. Aber düster wirkt das Labyrinth von luftigen Räumen und Korridoren keineswegs. Grüne und blühende Pflanzen, schmucke Lampions und schönfarbige Tücher mit Inschriften heben die nicht unfrohe Feierlichkeit der Totenstadt. Weihrauchdüfte durchziehen die Hallen. Herbeigetragenen Sänften entsteigen in Weiß gehüllte Trauerleute, die Blumen, Früchte, Kerzen und wohlriechende Harze ihren Lieben bringen. Wärter stellen heißen Tee in hübschen Tassen auf einige Sargaltäre. Entfernt wohnende Verwandte haben ihre Toten darauf abonniert. Buddhistische Priester kommen Messelesen vor einer Totentafel, deren Seele an diesem Tag, am siebten nach dem Tode, vor Yama, dem Höllenrichter, zu erscheinen hat. Siebenmal den siebten Tag wird dieses Messelesen wiederholt. Hier, oder wenn inzwischen der Sarg beerdigt werden konnte, vor der auf dem Hausaltar des ältesten Sohnes des oder der Verstorbenen aufgestellten Seelentafel.

Haben die Taotshi endlich einen günstigen Beerdigungsplatz gefunden, so liegt ihnen dann noch ob, mittels ihrer astrologischen Kenntnisse einen Glückstag zur Überführung der Leiche ausfindig zu machen. Wohl sind im amtlichen chinesischen Kalender die Glücks- und Unglückstage des Jahres vermerkt, aber um ganz sicher zu gehen, muß für jeden einzelnen Menschen mit dessen besonderer Konstellation gerechnet werden, und das braucht auch wieder Zeit. Wenn inzwischen den Hinterblie-



Ehrenschirmträger

benen das Geld nicht ausgegangen, rückt der Beerdigungstag schließlich doch heran, und da wird dann ein gewöhnlich über die Verhältnisse gehender Pomp entfaltet.

Wie ein Fastnachtzug erscheint uns so ein chinesisches Leichenbegängnis mit seinen kostümierten Gruppen der gemieteten Begleitung. Die Buntfarbigkeit der letztern ist zwar nicht stets dieselbe. Bei ärmlichen Begräb-

nissen glänzen die üblichen Prunksachen wenig mehr, sie haben schon zu viele Umzüge an „Glückstagen", die sich nicht nach dem Wetter richten, mitgemacht, eine von Regen und Staub gemischte Patina hat längst ihre Farben gedämpft. Aber je vornehmer eine Beerdigung, um so strotzender ist die Farbenpracht der Baldachine, Standarten, Ehrenschirme usw., um so neuer, röter, blauer und grüner sind die Mäntel der Fahnen-, Insignien- und Laternenträger. Rot ist in der Prozession besonders stark vertreten, ein grelles, die bösen Geister erschrecken sollendes Rot. Rot gekleidet sind die Pfeifer und Trommler und Paukenschläger, rot die Träger der Totenbahre, rot diejenigen der Seelentafelsänfte, rot ist der Seelenbannerschwinger und rot, feuerrot ist der mächtige Baldachin über dem Sarg. Himmelblau, dies ist die Farbe der Trauer in China, sind die Inschriftenfahnen, deren Ideogramme die Ehren und Ämter des zu Grabe Getragenen verkünden. In grünen Mänteln kommen die Träger des Seelenbanners und in grünen Mänteln, welche mit Figuren bestickt sind, seine Schutztruppen. Mit Ausnahme der Trauerfamilie, die sich in weiße Tücher gehüllt, ist alles von frohfarbener Buntheit. Bei einem erstklassigen Begräbnis will die Zahl der Begleiter, die aller Art Schaustücke tragen, kein Ende nehmen.

Aber auch noch ein unsichtbar Gefolge hat so ein chinesischer Leichenzug. Stets. Sei es auch ein ganz bescheidenes. Nämlich die Heerschar der „obdachlosen Seelen", die bei keiner chinesischen Feier fehlen. Sie folgen trotz dem Aufwand an Rot, trotz dem grimmen Aussehen der gemalten und gestickten Tiger, trotz dem in Gold und Silber leuchtenden dämonenverscheuchenden Getier, den Drachen und Fledermäusen auf des Sarges Baldachin, trotz dem Musikgeschmetter und trotz des das helle Tageslicht unterstützenden Laternengefunkels. Es sind die Seelen derer, die auf Erden keine Nachkommen hinterlassen, welche für sie sorgen könnten, die nun durch Hunger und Durst gequält, zu gefährlichen, rachsüchtigen, neidischen Wesenheiten geworden, die darauf an-

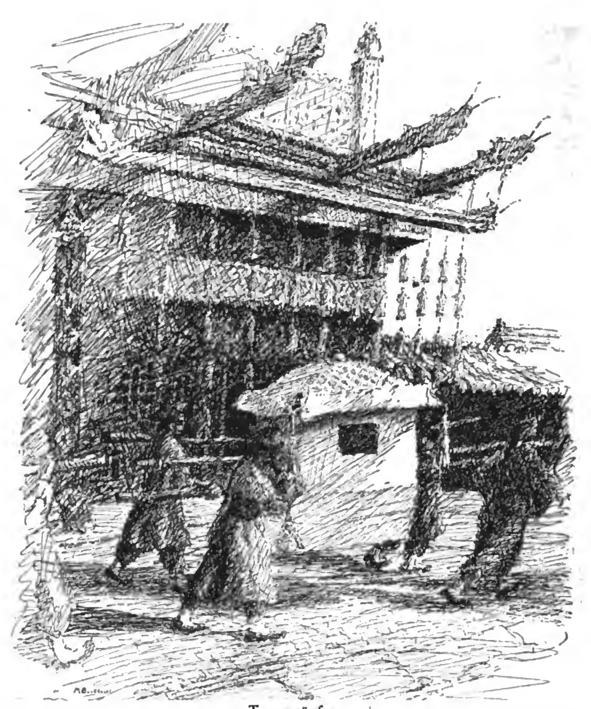
gewiesen sind, bei Festen und Feiern unterstützt zu werden. Der Prachtentfaltung eines Trauer- oder Festzuges entspricht gewöhnlich auch die Gabe an das Bettelvolk der Lüfte, die Menge der ihm zugeworfenen, Geld darstellenden kleinen runden Papierstücklein. (Zur Buntheit des Karnevalsaufzuges kommt auch noch das Konfettiwerfen.)

An der Begräbnisstätte endlich angekommen, wird der Sarg samt der provisorischen Seelentafel und dem Seelenbanner in das Grab versenkt, während die Anverwandten die Seele des Entschlafenen bitten, sich in die bereitstehende neue Stele, die später auf dem Hausaltar stehen wird, zu begeben. Den Abschluß der Beerdigungszeremonie bildet gewöhnlich ein frugales Mahl, das man erst feierlich der Seele des Begrabenen, nachher der Verwandtschaft vorsetzt, welche Zeremonie man am Allerseelentag zu wiederholen pflegt.



Fahnenträger

Chinesischer Allerseelentag — wie wenig erinnert er an die düstere Allerseelenstimmung des Abendlandes! Er fällt auch in eine andere Zeit, in eine Zeit, da es den Frühlingsstrahlen schon gelungen ist, die Wiesen saftig grün und manchmal auch schon etwas bunt zu färben, und dem dürren Gezweige der Obstgärten einen Rosaschimmer



Trauersänfte

zu entlocken, und die weiten, weiten, über Hügel und Ebenen sich ausbreitenden Sesamfelder mit dem leuchtendsten aller Gelb zu überziehen und sie zu goldigen, festlichen Geländen zu gestalten — in eine Zeit, da einschmeichelnde, verheißungsvolle Lüfte wehen, die Alt und Jung ins Freie locken. Ziel aller Spaziergänger sind die Gräber. Es ist typisch

chinesisch, daß in der Freude des Aufatmens nach der düstern Winterszeit in erster Linie der Toten gedacht wird und zwar mit erneuerter Gebefreudigkeit. Was wird den unter der Erde Gebetteten nicht alles mitgebracht! Den Reichen tragen Diener Körbe voll Leckerbissen und Blumen nach, die zu Füßen des Grabes auf Steinaltärchen ausgebreitet und unter tiefdemütigem Kotaumachen dem da den ewigen Schlaf Schlafenden angeboten werden. Während Kerzen und Weihrauchharze und Feuerwerkfrösche entzündet werden, um neidische Geister von der Mahlzeit fernzuhalten, harrt die das Grab umstehende Verwandtschaft in feierlicher Stimmung des Augenblickes, da sie annehmen zu können glaubt, daß ihre geistigen Gäste vom Geiste der Speisen gesättigt sind. Dann tun sie sich selbst gütlich an den materiellen Resten.

Ein merkwürdig Gemisch von Wehmut und Frühlingslust erfüllt gewöhnlich die Teilnehmer dieser Gräberpicknicks. Meist sind sie recht vergnügter Art. Doch fehlt es auch nicht an Grabhügeln, welche so düstere Schatten werfen, auf die, die mit ihren Toten Mahlzeit halten, daß die letzteren kaum der aufmunternden Frühlingssonne gewahr werden.

Besonders besorgte Angehörige besuchen im Herbstmonat nochmals die Grabstätten ihrer Lieben, um die vielleicht frierenden Seelen mit Winterzeug zu versehen. Wattierte Decken, pelzgefütterte, verbrämte Jacken — nett aus Papier gemacht, werden da mit duftenden Harzen durch Feuer und Rauch in das Schattenreich gesandt.



Dämonenabwehr

Während die meisten Chinesen die Überzeugung hegen, ihre Sorge um die verstorbenen Familienglieder vermöge diesen ein angenehmes Jenseitsleben in lichten Gefilden zu verschaffen, zweifelt doch niemand daran, daß trotzdem die Orte der Finsternis eng bevölkert und von dort aus Not und Qual zu gewärtigen sei, wenn nicht beizeiten dagegen gesteuert werde. Man denke nur an alle die Seelen derer, die keine Nachkommen hinterlassen haben, die an den Totengerichtstagen Messenlesen bestellen können! Als „obdachlose Geister" schwirren diese Unglücklichen in der Luft herum. In den himmlischen Sphären gibt es keinen Platz für sie. Sie sind ins Reich des Yin verurteilt und unterstehen als Kweis dem Höllenfürsten Yama. Auch wenn sie im Leben gar nicht so viel Böses getan haben, als dessen Untertan sind und bleiben sie doch — Dämonen.

Von Dämonen angefüllt sind natürlich auch die Höllen selbst, von entsetzlich gepeinigten Dämonen. Einmal im Jahre dürfen die im Fegfeuer schmachtenden Seelen sich zu den Obdachlosen gesellen und auf Erden zurückkehren. Im Herbstmonat. Dann finden die großen Dämonenfeste statt, für die lange vorher schon überall durch Listen, Gaben gesammelt worden sind, Gaben an Geld, Speisen und Stoffen. Jedermann steuert bei. Die Erdenbevölkerung kauft sich damit gewissermaßen los von dem Neid und der Mißgunst der Gequälten. Mächtige Geschenkspyramiden werden in den Straßen errichtet. Lampions überall ausgehängt, die den Phantomen den Weg zu den Gaben weisen sollen. Wie überall, kommen auch in China die Gespenster, die dem „dunkeln Prinzip Angehörigen", mit Vorliebe des Nachts, aber sie finden da alles aufs prächtigste beleuchtet, die Gaben ins herrlichste Licht gestellt. Ob nun aber auch die Reissäcke, die den Hintergrund der Anhäufung von Gemüsen und Früchten und Zuckerwerk bilden, halb haushoch sind und

der Stoffrollen unzählbar viele, nie könnten sie genügen, die Millionen und Millionen hungriger und entblößter Geister zu befriedigen. Bonzen müssen dabei sein, in deren Macht es liegt, die Essenz der Speisen und anderer Dinge, die die Schatten in sich aufnehmen können, ins Ungeheure zu vervielfältigen, um die Armen einigermaßen zu befriedigen. Auch ist man so rücksichtsvoll, die Opferdarbietungen nicht überall an ein und demselben Abend vor sich gehen zu lassen, vielmehr wählt jeder Stadtteil eine andere Nacht des 7. Monats, um so den freigelassenen Höllenbewohnern mehrmals Gelegenheit zu geben, die Gastfreundschaft des Erdenvolkes zu genießen. Diese Gastfreundschaft geht so weit, daß sie zu Ehren der Jenseitsgäste auch noch Theatervorstellungen bestellt, und da die Schauspielertruppen natürlich nicht überall gleichzeitig sein können, ergibt sich auch daraus die Notwendigkeit, diese Fegfeuerseelenfeste auf verschiedene Abende zu verteilen. Dafür hofft man von diesen beschenkten Geistern während der nächsten Zeit in Ruhe gelassen zu werden.

Aber neben diesen, einstigen Menschen, gibt es noch unendlich viel andere Dämonen. Nach animistischem Glauben ist ein jedes Ding beseelt — entweder von einem „Shen" oder von einem „Kwei", von einem guten oder einem bösen Geist. Es gehört ja fast die ganze Tierwelt dem Yinprinzip, der Welt der „Kweis", an. Nur der Drache, der Tiger und der Hahn machen eine Ausnahme. Diesen Yangvertretern ist Macht gegeben, den Yingeistern den Garaus zu machen. Verscheucht nicht jeden Morgen der Hahn mit seinem Krähen die Finsternis? Und gehen nicht dem Drachen und dem Tiger, seien sie in Ton gemodelt oder gemalt oder gestickt, die Dämonen schleunigst aus dem Wege? Das wissen auch alle Mütter und Geister, daß drei schwarze Striche auf eine Kinderstirne gemalt eine Tigerkraft bedeuten und üble Einflüsse fernhalten.

Und dann wohnen auch in so vielen Pflanzen „Kweis", besonders in alten Bäumen. Ein Chinese ist daher schwer dazu zu bringen, einen

Baum zu fällen. In Fukhien wollen die Bewohner nicht einmal Bäume pflanzen, so fürchten sie deren Geister. Doch in ganz China ist man überzeugt, daß dem Pfirsichbaum eine teufelvertreibende Macht inne wohne. Schon die Alten nannten ihn ein Symbol der Sonne, des Lichtes, und der heute noch allgemeine Volksglaube, der die rote Farbe als gespensterverscheuchend bezeichnet, steht damit in Beziehung. „Pfirsichrot" nennt nämlich der Chinese das zinnoberrote Papier, das zur Dämonenabwehr an Wände und Türen geklebt wird und das zu Visitenkarten, Einladungsschreiben und Geschenkspaketen benützt wird. „Pfirsichrot" nennt er die roten Wollfäden, mit denen ängstliche Mütter ihren Kindern den Haarschopf zusammenbinden, sowie die roten Stoffetzen, die so viele Erwachsene in der Tasche tragen, um gegen unsichtbare Rachegeister gefeit zu sein.

Ähnliche Wirkung wie die pfirsichrote Farbe haben auch Amulette mit Asche aus einem Weihrauchgefäß, das vor einem mächtigen Götzen gestanden hat. In Seidenläppchen eingenäht, werden sie auf der Brust getragen. Kalenderblätter oder Papierstücke, die ein Priester mit kabbalistischen Zeichen beschrieben, sind manchmal noch wirkungsvoller.

Kein Volk der Erde kennt so viele Dämonen und steht so unter dem Eindruck ihrer Allgegenwart, wie dasjenige des Reiches der Mitte. Aber auch keines kennt so viele Rezepte gegen die Macht derselben. Im Laufe der Jahrtausende sind der Abwehrmittel immer mehr geworden. Die Zickzackwege durch Felder und Gärten, die Zickzackbrücken über Teiche und Bäche, sowie die Geistermauern vor den Toren — der bösen Geister wegen sind sie da, denn diese vermögen nur gerade auszugehen. Die Drachen und ähnlichen Fabeltiere auf den Hausdächern, die Tigerbildnisse an den Haustüren und die Porträts der Men Shen, des Götterpaares, das schon im grauen Altertum mächtige Dämonen bezwungen — alles dies ist nur dazu da, um das übelwollende Heer

der Gespenster zu verscheuchen. Nicht allen Göttern aber ist es gegeben, den Dämonen Widerstand zu leisten.

Wenn auch der Volksglaube die Kräfte der Dämonen selbst über die mancher Götter stellt, so meint er doch die bösen Unsichtbaren betrügen zu können. So kommt es z. B. häufig vor, daß man Knaben, um die man von den Gespenstern beneidet zu werden glaubt, in Mädchenkleider steckt und sie mit Mädchennamen ruft. Daß Krankheiten meist auf das Wirken übelwollender Geister zurückgeführt werden, liegt auf der Hand und es ist begreiflich, daß daher in der chinesischen Pharmazeutik alles, was vom Pfirsichbaum kommt oder mit dem Hahn und dem Tiger in Zusammenhang steht, von heilender Bedeutung ist. Der Glaube an die Heilkraft des letzteren geht so weit, daß manchmal Fieberkranken Tigergeschichten vorgelesen werden, zur Abschwächung des Krankheitsdämons. — Daß jegliches Licht, Sonnen- sowohl als Lampen-, Kerzen- und elektrisches Licht, Fackeln und Feuerwerk den Yingeistern gefährlich — das ist selbstverständlich. Besonders vermögen viel gegen sie die Harz- und Kohlenfeuer im Verein mit priesterlichen Zauberformeln. — Dann aber ist auch jeglicher Lärm, sei es Musik oder Geschrei, fähig, den Gespenstern den Garaus zu machen. Darum gehören Trommel- und Metallbeckenschlagen und Knallfröscheabbrennen unfehlbar zu jedem Fest. Wichtig ist solch Geräusch auch bei Anlaß einer Sonnen- oder Mondfinsternis. Ohne Paukenschlagen, Getrommel und Geschrei würde es gewiß dem „schwarzen Ungeheuer", das gar nicht an das Himmelsgewölbe gehört, gelingen, die Sonne oder den Mond zu verschlingen.

So ist das Leben der Chinesen ein beständiger Kampf gegen die Dämonen. Selbst der Gelehrtenstand — verschwindend klein sind die Ausnahmen — macht mit z. B. bei den Prozessionen, die die Fieber-, Dürre- und Heuschreckenplage-Geister zu verscheuchen haben.

Die Literaten, die so viele der heiligen Klassiker im Kopfe haben,

sind natürlich in der Gespensterwelt verhaßt. Wie schon vor 4000 Jahren, als Ts'ang die Kunst des Schreibens erfand, die Dämonen laut heulten und jammerten, so umschwirren sie auch jetzt noch jedesmal die bei den staatlichen Examen in Zellen eingemauerten Kandidaten und verstopfen des einen Gedächtnis und quälen das Gehirn des andern und dem dritten nehmen sie alle Luft aus dem Gemach — usw. Ja es kommt vor, daß es den Dämonen gelingt, den einen oder andern der Examenkandidaten zum Selbstmord zu zwingen, daß sie ihm die Scherben eines Teetopfes in die Hand drücken, damit er sich die Pulsader durchschneide. Ungezählte solche und ähnliche Geschehnisse weist die chinesische Examenstatistik auf. Doch ganz tugendhaften Studenten vermögen die Kweis nichts anzutun: sehr viel Yangsubstanz ist da vorhanden, die die Shens anzieht, und diese lichten Geister, sie füllen das Gehirn mit erleuchtenden Gedanken und klugem Wissen und verhelfen dem Braven zum glücklichen Bestehen des Examens.

Zweifellos übt der Dämonenglaube einen erzieherischen Einfluß aus. Vorderhand wäre ohne ihn das Vierhundertmillionenvolk mit seiner außerordentlichen Vitalität kaum im Zaume zu halten.



T'aischan-Wallfahrten

In der Provinz Schantung liegt der T'aischan, der heiligste der heiligen Berge Chinas — das größte Heiligtum des größten Volkes der Erde. Der T'aischan ist aber nicht nur ein Berg und Wallfahrtsort — der T'aischan ist auch ein Gott und zugleich ein .... Teufel.

Wann der Gewaltige zur Gottheit erhoben worden, ist nicht genau nachweisbar. In alten Zeiten waren allen Bergen Chinas göttliche Eigenschaften beigelegt, dem T'aiberg aber, der damals als Mittelpunkt der Welt angesehen wurde, die höchsten. Aber auch seit alten Zeiten galt der T'aiberg als Totenreich, in seinem Innern glaubte man die Seelen der Verstorbenen eingeschlossen, über die seine Seele als „Herr des Todes", als „Fürst des Yinprinzipes" regierte. Als mit dem Buddhismus der Glaube an die Hölle aufkam, da wurde der „Fürst des Yinprinzipes" als der oberste Teufel anerkannt.

Dem Gott und Teufel T'aischan gab im Jahr 725 ein chinesischer Kaiser den Titel: „Fürst, der dem Himmel gleichkommt." Im Jahre 1011 ging man weiter, indem man ihn zum „Vertreter des Himmels" ernannte und damit dem „Sohn des Himmels", dem Drachenthroninhaber gleichstellte. Fortan waren beide, der T'aischan und der Kaiser von China dem Himmel und der Menschheit gegenüber für alle Geschehnisse verantwortlich. Während der Kaiser durch weises Regieren im Menschengeschlecht (theoretisch in dem der ganzen Erde) Harmonie und Tugend zu pflanzen hatte, lag es dem Gottberg ob, durch kluges Ordnen der Elemente und Naturgewalten deren Wirken zu regeln. Der Himmelsvertreter in Menschengestalt hatte also seine moralischen Kräfte zu entfalten, der den Himmel vertretende Berg die physischen Mächte im Zaume zu halten. In steter Angst vor den, dem T'aischan unterstellten Naturgewalten, den Geistern der Seuchen, der Dürre, der

Überschwemmungen und Erdbeben und ähnlichen, bemühten alle Drachenthroninhaber sich mit deren Herrn gutzustellen.

Wenn die Kaiser in Unglückszeiten sich auch nicht scheuten, an den T'aischan Ermahnungen gehen zu lassen — ⟨ein geschriebenes Gebet ist noch erhalten, in welchem ein Kaiser Gott T'aischan auf seine Verantwortlichkeit aufmerksam macht und ihn ernstlich ermahnt, dem schädigenden Walten der Elemente Einhalt zu tun⟩, so überhäuften sie ihn anderseits mit Geschenken prächtigster und mit Titeln überschwenglichster Art. Bis 1376. Da erklärte ein Mingkaiser, die menschlichen Ehrennamen, so bezeichnend an und für sich, seien doch alle zu schwach, um die Verehrung, die man für Gott T'aischan habe, kundzutun. Die allerhöchste Ehrerbietung soll im einfachen Namen: „Gipfel des Ostens" liegen. „Gipfel des Ostens" — in China heißt das so viel als Konzentration der Yangkräfte: „Ursprung alles Lichtes und Lebens."

Daneben aber blieb der T'aischan in seiner Eigenschaft als Herr des Todes und als Herrscher über die Geister der Zerstörung, über die irdischen Elemente Fürst des Yinprinzips, Herr der Unterwelt, dem alle Dämonen untertan und dem alle Stadtgötter über das Betragen der Stadtbewohner Rechenschaft abzulegen haben.

Dem „Ostgipfel" wird unbegrenztes Vertrauen entgegengebracht — dem „Höllenfürsten" bängliche Unterwürfigkeit. Überall in dem Riesenreich sind ihm Tempel erbaut. „Reisepalast des T'aischan" werden sie gewöhnlich genannt. Wo kein Tempel vorhanden ist, da findet sich doch mindestens eine Votivtafel mit dem Lobe der himmlisch-höllischen Gottheit.

Mit dem T'aischan beschäftigte sich schon die Geschichte der legendären Zeit. Zweiundsiebzig Kaiser derselben sollen auf ihm geopfert haben. Von den Kaisern des historischen Zeitalters, die vor Christi Geburt den heiligen Berg bestiegen, werden besonders genannt Kaiser Yü, der Gründer der Hiadynastie und der Ersteller von Chinas er-

staunlichen Wasserwerken, der vor 4500 Jahren auf dem T'aischan oben hat Weihrauch aufsteigen lassen zum Himmelsherrn — und dann Tsin-shi-hoang-ti, der Bücherverbrenner und Erbauer der chinesischen Mauer. Während es eine Zeit gegeben, da kein Drachenthroninhaber als T'ientse, als „Himmelssohn" angesehen worden war, ehe er auf dem T'aischan oben dem Himmel seine Reverenz gemacht hatte, änderte sich später diese Auffassung. Als Götzen und Priester in China aufkamen und die taoistische und buddhistische Geistlichkeit mit abwechselndem Erfolg auch den chinesischen Hof für sich einzunehmen wußte, da ließ man es bei Veranstaltung von Opferfesten am Fuße des Berges bewenden. Nur je ein Kaiser einer Dynastie unterzog sich der beschwerlichen Besteigung des Ostgipfels, um auf ihm, „der am nächsten dem Himmel", die Opferzeremonie zu vollziehen.

Eine solche kaiserliche Wallfahrt war mit unbeschreiblich umständlichen und kostbaren Vorbereitungen verbunden. Jeder Kaiser wollte die Wallfahrtsprozessionen seiner Vorgänger an Pracht und Pomp übertreffen. Dadurch stiegen aber die Lasten, die dem Volke auferlegt werden mußten, ins Ungeheure und schon deshalb fand es später der Hof für gut, auf die Wallfahrt zum T'aischangipfel zu verzichten.

Doch, wie die Geschichte erzählt, haben zu Beginn des Jahres 1008 eine Anzahl Greise, Gelehrte und Doktoren, Minister, Generale, buddhistische und taoistische Geistliche, im ganzen über achtzigtausend Personen an den damals regierenden Kaiser Tshen-tsong eine Bittschrift gerichtet, um ihn zu veranlassen, eine Wallfahrt auf den Ostgipfel zu unternehmen. Der Kaiser ging darauf ein. Die Vorbereitungen aber, die das Kultusministerium für die Wallfahrt des Himmelssohnes und seines Hofes zu bewältigen hatte, spotten jeder Beschreibung. Endlich, nach einer Arbeit von neun Monaten, war man so weit, daß den Ahnen und dem Erdbodengott und den Berg- und Wassergeistern das bevorstehende Him-

melsopferereignis angezeigt und bald darauf die langwierige Reise angetreten werden konnte.

Außer den nach Hunderten zählenden Würdenträgern und Opferpriestern und dem halben Tausend Hofbeamten und den Opfertänzern und Sängern und Musikanten hatten verschiedene Armee- und Polizeikorps und die kaiserlichen Astronomen teilzunehmen. Den Bewohnern der zu durchquerenden Provinzen lag es ob, die Nahrung für die riesige Pilgerschar und Holz und Zelttücher für deren Unterkunft zu liefern. Auf daß das ganze Volk sich mit ihm in würdiger Weise vorbereite, hatte der Kaiser verboten, im 10. Monat des Jahres 1008, irgend ein Tier zu töten oder Musik zu machen. Bis zum Augenblick des Beginnes der Opferdarbietung durfte ganz China nur noch pflanzliche Nahrung genießen und mußte sich auch jeglichen Ohrenschmauses enthalten.

In den rauhen T'aiberg waren stellenweise Stufen eingehauen worden und auf ihm so viele Bequemlichkeiten als irgendwie möglich für den Himmelssohn geschaffen. „Doch", so erzählt die Chronik, „die Bäume unterwegs wurden nicht umgehauen, man begnügte sich, sie mit Seidenstoff zu umwickeln. Den Spuren entlang, die als Weg bezeichnet wurden, standen fackeltragende Männer Spalier — vom Fuße des Berges bis zum Gipfel — je zwei Schritte voneinander entfernt, durch Seidenbänder miteinander verbunden". Teils zu Fuß — von Auserwählten vorne gezogen und hinten gestoßen — teils in Sänften (was ungleich beschwerlicher), stieg, mit viel Ausruhpausen während einigen Tagen der Hofhaushalt den Berg hinan, während auf dem Ostgipfel die Fürsten von Ning und Chou den Altar zur Feier herrichteten und die Opfergeschenke an den Himmel und an den T'aischan ausbreiteten und sich in der Ausübung ihrer Pflichten als Zeremonienmeister einübten. Den heiligsten der Gipfel, den Ostgipfel, durften nebst dem Kaiser nur ein paar höchste Würdenträger, die als Opferpriester zu funktionieren hatten, betreten.

Der Himmelssohn hatte in dem hehrfeierlichen Augenblick des Opferaktes möglichst allein zu sein mit seinem Vater, dem Himmel.

Die Himmelsopferdarbietung fand nach alten Vorbildern statt, wie dies später auch auf dem Himmelsaltar und auf dem Altar der Erde bei Peking der Fall war. Die dem Himmel geweihten Geschenke wurden durch Feuerbrand dem Höchsten zugesandt, die dem T'aischan bestimmten Gaben in den Berg gegraben. Die Zeremonienmeister hatten die Beschreibung der frühern Opferdarbietungen bis in die kleinsten Kleinigkeiten studiert, besonders die Darstellungen von Sze-ma-tsien, des Hofgeschichtschreibers aus dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert, dessen Vater als Astrologe an einem T'aischanopfer teilgenommen.

Auf dem Rückweg fanden am Fuße des Berges erneuerte Opferfeiern statt und große Wunder geschahen dabei. So fielen z. B. die sogenannten „Himmelsbriefe", auf gelbe Seide geschriebene Erlasse von Shang-ti, dem Himmelsherrn, vom blauen Himmel herunter — drastische Mahnungen, die von Taopriestern verlesen und nachher im ganzen Reich verkündet wurden.

Es war nicht möglich, die Großartigkeit und den Prunk dieser wundervollen Wallfahrtsprozession zu überbieten. Sie war denn auch die letzte kaiserliche T'aischanbesteigung. Fortan begnügten sich die Himmelssöhne, dem Himmel und der Erde in der Nähe der Residenz, auf den Altären im Süden und Norden Pekings zu opfern.

Des T'aischans aber bemächtigte sich der Klerus. Der Berg wurde ein Wallfahrtsort, zu dem aus allen Teilen des Riesenreiches die Frommen, die taoistischen und die buddhistischen Glaubens, gepilgert kamen und heute noch kommen, mit himmlischen und irdischen Wünschen da zu beten und zu opfern.

*

Zu diesem T'aischan, der wahrscheinlich ältesten aller alten bis zur Neuzeit ununterbrochen verehrten Kultstätten zu pilgern, lag lange

schon in unserem Sinn. Unter der Tropensonne, auf den Liegestühlen des schwimmenden Lloydhotels, das uns nach Ostasien gebracht hatte, ward die Möglichkeit einer T'aischanbesteigung erwogen, von mitreisenden Chinabewohnern aber als für Europäer fast unausführbar erklärt. ⟨Siehe Abb.⟩

In China angekommen, hatten wir jedoch das Glück, bei unseren Tientsiner Gastfreunden nicht nur warmes Interesse für unseren Plan zu finden — Herr G., der für die chinesischen Religionen sich eingehend interessierende Hausherr, anerbot sich sogar, uns mit einem gewandten Diener auf den T'aischan zu begleiten. Die liebe, verständnisvolle Hausfrau besorgte Feldbetten und warme Decken und Proviant, sowie alles andere Nötige, so daß wir aufs Beste ausgerüstet, eines sonnigen Morgens die Reise zum Himmelsvertreter und Höllenfürsten antreten können.

Die Tientsin-Pukowbahn ist eröffnet — gar günstig für unsere Wallfahrt. Und angenehm trifft es sich, daß deren Betriebschef, ein Deutscher, eben auch gen Süden zu reisen hat und uns einlädt, mit ihm in seinem Salonwagen die Tagesfahrt durch die langweilige Ebene zu machen. Die Reise inmitten des endlos wirkenden Ackerlandes, in dessen Eintönigkeit höchstens Särge etwas Abwechslung bringen, wird uns kurz gemacht durch die interessanten Erzählungen des Chefs und Erbauers der Bahn, durch die mannigfaltigen Beschreibungen des Widerstandes, den die chinesische Bevölkerung der „Feuerwagengesellschaft" entgegengesetzt hat. Nicht nur, daß das Volk, in abergläubischer Furcht vor der Macht der fertigen Schienenstränge von denselben jede Nacht so viel wie möglich wegriß, es war auch aufs höchste aufgebracht und verletzt dadurch, daß man so pietätlos über die Gräber weg baute, über die Gräber, die gerade da und nicht anderswo sein durften. Zwar sind chinesische Tote gewohnt, umgebettet zu werden, aber man war doch nicht sicher, ob diese Art von Ausquartierung nicht die Geister empöre und ob diese dann



Wallfahrt auf den T'aischan

ihren Ärger nicht an den Hinterbliebenen auslassen werden. Der Jammer war groß.

Aber die chinesische Regierung hatte die Konzession zum Bau der Bahn gegeben und — wenn auch nicht immer in erwünschtem Maße — so lieh sie doch ihre Hilfe der deutschen Baugesellschaft, auf daß die Verbindung von Nord- und Mittelchina zustande kam. Der praktische Sinn der Chinesen hat dann nach und nach hinsichtlich des Bahnbaues über die Rachegeisterfurcht gesiegt, und gerne benützen sie jetzt das Beförderungsmittel, dessen Erstellung ihnen vor kurzem noch so viel, vie Kummer bereitet hatte.

Die Bahnlinie ist stundenlang fast schnurgerade — Ackerfeld reiht sich an Ackerfeld — so weit das Auge reicht. Höchst selten ist ein Dorf oder eine Stadtmauer in der Ferne sichtbar. Die Ortschaften selber liegen nicht an der Bahn. Doch die Bahnhöfe, die übrigens sehr selten, sind mit viel neugierigem Publikum und mit vollbepackten Eßwarenhändlern angefüllt. Die Produkte der letztern — die Eierperlketten, die an Schnüren baumelnden gebackenen Hähnchen und Enten und die Kuchenberge, bringen uns den Bahmo-Fo-Tempel mit seinen ans Schlaraffenland erinnernden Vorhöfen wieder vor Augen. Und die Militärspaliere, die hier überall zu sehen, erinnern uns daran, daß das Land, durch das wir fahren, im Belagerungszustand sich befindet, wie es die noch etwas wankende Republik verlangt. Hat man einen Bahnhof hinter sich, so geht die Fahrt wieder stundenlang durch eintöniges Ackerland. Nach einiger Zeit sieht man der Bahn entlang seltsame runde Türme. Sie hatten zum Brennen von Ziegeln gedient, die nachher in Stücke zerschlagen, zur Schotterung der Linie nötig waren. Die einzige natürliche Steinmasse der Gegend sind nämlich die Ausläufer des T'aischangebirges, das aber als zu heilig erklärt wurde, als daß man hätte Steine von ihm brechen dürfen. Die Bergkette, die zum T'aischan gehört, anzutasten, dafür war auch die Pekinger Regierung nicht zu haben. So bildeten die Reli-

gionen Chinas die Hauptschwierigkeiten beim Bahnbau, aber schließlich hat er doch fertiggestellt und dem Betriebe übergeben werden können.

In der Nacht langen wir in Tsinang-fu an, einer großen Handelsstadt, in der es ein deutsches Gasthaus gibt, das uns einige Ausruhstunden bietet, ehe wir am nächsten Morgen durch Shantung fahren — ins „Herz" Chinas hinein, in den Staat Lu, der durch Konfuzius so berühmt geworden ist. Die Eisenbahn bringt einem bis in die Nähe von T'ainang-fu, der Stadt am Fuße des T'aiberges. Überraschend bequem wird einem die Wallfahrt gemacht! Da stehen schon hinter dem Bahnhof eine Anzahl stämmiger Burschen bereit, mit höchst originellen, bewunderswert ausgedachten Tragstühlen, auf denen wir zur Stadt im Eilmarsch befördert werden — geradewegs zum Tai-miao, zum Tempel der Himmelsmutter, dem größten Heiligtum in der vor dem heiligen Berg sich ausbreitenden Ebene. Der Tempel der Himmelsmutter bildet mit seiner Menge von Hallen und Kapellen eine Stadt für sich und legt mit seiner Größe und seinem Namen Zeugnis davon ab, wie gut es dem Buddhismus gelungen, hier, an der einst dem Himmelsherrn, dem Einen Gott geweihten Stätte, eine Machtstellung zu erringen. Mit welcher Raffiniertheit dies geschehen, beschreibt Pater Tschepe in seinem Buche „Der T'aischan".

Er erzählt, wie im Altertum in der Gegend die Sage von einem gütigen Geist, Namens Yü-nü-to-sien (Nephritfräulein) ging, deren Statue von den Bonzen in den Vorhof des T'aischantempels gestellt wurde, mit der Erklärung, die wundertätige Fee sei eigentlich niemand anders als die Enkelin von Gott T'aischan, die Tochter seines Sohnes Ping-ling und seiner Schwiegertochter, der Göttin Yung t'ai-sei. Nach und nach wurde diese Fee so volkstümlich, daß sie ihre eigenen Tempelhallen und den Namen Pi-hia-yüen-kun, die gnadenreiche, lichtstrahlende Himmelskönigin, bekam. Da in buddhistischen Gebieten der Kult der Göttin Kuanyon so erfreuliche Früchte gezeitigt hatte, hatten die Bonzen

es für gut befunden, auch hier eine weibliche Gottheit herrschen zu lassen, die mit Güte und Gnade sich ihren Platz zu verschaffen wußte.

„Das Allerweichste überwindet das Allerhärteste."

Heute sind die meisten Gebäulichkeiten des weitausgebreiteten Tempelkomplexes ihr geweiht. Der milden, sanften Enkelin hat ihr strenger Großvater weichen müssen. Zwar stehen, in Erinnerung an frühere Zeiten, auch noch einige Hallen da, die sich direkt auf den T'aischan beziehen. Auf der Stelle, da die chinesischen Kaiser mit Fasten und Meditieren sich zur heiligen Handlung der T'aischanbesteigung vorbereiten, ist die „Halle der Enthaltsamkeit", und dahinter die doppeldachige, gelbbeziegelte Riesenhalle des T'aischan selbst, aus der Zeit stammend, da der zum Gott erhobene T'aischan anthropomorphisiert und als Götze aufgestellt wurde. Als würdiger, ältlicher Herr, in kaiserliche Gewänder gehüllt, thront da der T'aischan, der „Vertreter des Himmels", umgeben von vier Ministern und vielen alten Opfergefäßen, mit dem Abzeichen der fünf T'aigipfel. Auch den Eltern des T'aischan ist eine Tempelhalle erbaut worden, ebenso eine für seine Gemahlin und rechts und links von der letztern noch solche für die Nebenfrauen. Pietätvoll besuchen auch jetzt noch alle T'aischanpilger diese Schöpfung der taoistischen Priesterschaft, aber länger und lieber verweilen sie doch bei der Himmelsmutter, der Lichtstrahlenden, Gütigen.

Die Hallen des T'ai miao sind alle im landläufigen chinesischen Stil gebaut, einzelne sind gut erhalten, andere halb zerfallen. In vernachlässigtem Zustande sind besonders die Gemächer der inneren Hofmauer entlang, in der einst die fünfundsiebzig Gerichtshöfe der Unterwelt, die dem Höllenfürsten T'aischan unterstellt sind, abgebildet waren. Von deren Malereien ist kaum noch etwas zu sehen. In einem speziellen Tempel auf des Berges Höhe sind sie neu erstanden, aber hier läßt man die gnadenreiche Himmelsmutter mit ihrem milden Glanze alles andere überstrahlen.

In den von ehrwürdigen Gingko biloba, Zypressen und Akazien überschatteten Vorhöfen stehen auf mächtigen Steinschildkröten Gedenksteine aus allen Zeitepochen, denen Opferbeschreibungen, Gebete und Widmungen von allen Dynastien eingemeißelt sind, die ein ganzes Geschichtswerk für sich bedeuten. Bei unserem Erscheinen haben einige dieser Riesenstelen als Schutzwände zu dienen für Kinder, die wir vom Spiele aufgeschreckt, weil ihre Schlitzäuglein offenbar noch nie weiße Menschen gesehen. Weniger stören lassen sich in ihrer Beschäftigung die Handwerker und Händler, die ihre Arbeitsstätten hier in den ausgedehnten Tempelhöfen aufgeschlagen haben. Zwirner drehen goldglänzende Seidenschnüre, Friseure verschönern mit dem jetzt billig gewordenen Langhaar der Südländer die Häupter der Pilger aus dem Norden, wo das Zopfabschneiden noch nicht Mode ist. Kuchenbäcker bieten ihre Produkte an (die nicht unähnlich den Spezialitäten unserer Wallfahrtsorte sind), Ex-votos- und Weihrauchstengelverkäufer und Händler von papierenem Gold und Silber ‹Opfergeld›, ferner eine Anzahl von Bettlern leben hier von der Kauf- und Gebefreudigkeit der Pilgersleute.

Durch kreisrunde Tore gelangen wir zu den Priesterwohnungen, die von wohlgepflegten, lieblichen Blumengärten umgeben, einen gar friedlich freundlichen Eindruck machen. Allerlei Reliquien, hauptsächlich dem T'aischan gemachte Geschenke, die hier aufbewahrt werden, holen die Priester hervor, um sie uns zu zeigen. Doch, wir können uns nicht lange dabei aufhalten, denn noch in der Morgenstunde haben wir den Bergaufstieg zu unternehmen, wollen wir vor Einbruch der Nacht den T'aischangipfel erreichen. Darum drängen unsere Kulis zum Besteigen ihrer Sessel.

Im Eilschritt tragen sie uns weg von dem großen Bilderbuch der chinesischen Religionsgeschichte durch den Tempel und die Stadttore hinaus, die Pilgerstraße entlang, durch Ehrenpforten und an unzähligen Tempeln und Tempelchen vorbei. Es ist, als ob unsere Träger fühlten,

wie manches der am Wege liegenden Götzenhäuser uns zur näheren Besichtigung lockt. Mit Windeseile, um uns gar keine Zeit zu lassen, solche unpraktische Wünsche zu äußern, tragen sie uns daran vorbei, im Laufschritt, obgleich schon die Steigung begonnen hat. Nur mit einem Blick sehen wir den Li-tang, den großen Altar, auf dem den obdachlosen Geistern Unterkunft und dreimal im Jahre eine Mahlzeit geboten wird. Dreimal im Jahre offiziell, doch manch ein Pilger legt auch an anderen Tagen für die hungrigen Seelen ein wenig von seinem Proviant hin. Bald taucht aber auch irdisches Bettelvolk auf, das aus an der Straße gelegenen Tempelruinen kriecht und mit größter Unterwürfigkeit sich platt vor uns in den Staub legt.



Wolkensammlerpforte und Gipfel, auf dem man mit dem Monde spielen kann

Stundenlang geht es stets gleichmäßig rasch vorwärts. Ohne uns niederzustellen, wechseln die Trägerpaare mit den Ersatzkulis, die wir, um den Aufstieg an einem Tag machen zu können, mitgenommen haben. Stundenlang gönnen die wackeren Kerls sich kein Ausruhen. Erst zur Mittagszeit machen sie Halt. Vor einem Nonnenkloster. Da dürfen wir dem Gitter- und Netzwerk der Tragbahren entsteigen und in den kühlen Tempelräumen an unserem Proviant uns gütlich tun. Ein paar ältliche, ganz kahl geschorene, in enge Hosen gekleidete Geschöpfe erscheinen. Es sind die Klosterfrauen, die man hier als „ungefährlich" zurückgelassen hatte, als die Regierung vor kurzem in dem allzu vergnüglich gewordenen Rasthaus Ordnung gemacht. Die hübschen, die jungen Buddhanönnchen hat man anderswo placiert. Verdrießlich, doch neugierig, schauen die Bonzinnen unserem Picknick zu, mit Grimassen, aber abweisend, was wir ihnen davon anbieten wollen. Die Kulis essen inzwischen auf der Straße ihren Reis und mahnen dann gar bald wieder zum Weitermarsch.

Einen Bruchteil der fünftausend in den Koloß T'aischan gehauenen Stufen haben wir hinter uns. Lachend und Witze machend, beginnen die Träger die nächsten Tausende zu erklimmen. Der Weg ist einflankiert von Klöstern, Tempeln und Schreinen, die der Götzen unzählige bergen. Hin und wieder stehen Tore offen, so daß wir die Idole von unseren Sesseln aus sehen. Viele von ihnen sind halb zerfallen, andere — die hatten wohl große Wunder getan — sind in neustrahlender Buntheit bemalt. Umsonst versuchen wir zu erfahren, welche der Götzen taoistisch und welche buddhistisch sind — darum kümmert sich hier niemand. Aber besondere Lieblinge scheint es unter den hölzernen Leutchen zu geben, denn einige sind prächtig geschmückt von dankbaren Pilgern, andere haben kostbare Weihgeschenke vor sich stehen — und gar die „Göttin, die Augen heilt", ist in einem Berg von Ex-votos, von hölzernen, papierenen und wächsernen Augen fast vergraben.

Erst weit, weit oben wird wieder eine Ruhepause gemacht, bei einem Teehaus, wo unter fröhlichem Lachen und Schwatzen die Kulis ihren „Tschai" bereiten, um sich zu stärken für das ihnen bevorstehende strengste Stück Arbeit. Bei der nahen Ehrenpforte, „durch die man zu den Göttern aufsteigt", beginnt der steilste Aufstieg, da Treppe auf Treppe folgt.

Wir schauen noch einmal zurück auf die Straßenschlange unter uns, können noch einige Kapellen sehen und auch die berühmten fünf Fichten, die, oder wohl deren Urahnen, dem Tsin-Kaiser (246—210 v. Chr.) einst gegen Unwetter Schutz geboten und deshalb zu Rittern geschlagen worden waren. Wir sehen bei einer Wegbiegung nochmals das romantische Tor „zur reinen und



Himmelsleiter und Himmelstor

rechten Absicht" und nähern uns dann der „Himmelsleiter".

Die Luft ist schon recht dünn geworden, die Gegend immer kahler, das Grün seltener. Silbergraues Gestein türmt sich zu beiden Seiten des Weges. Dahinter ragen mächtige Felsblöcke hervor, die von Kaisern und Poeten mit großzügigen dekorativen Inschriften geschmückt worden sind. „Reinige dein Herz beim Anblick des Berges", heißt eine von ihnen. Sie macht Eindruck in dieser durch ihre seltsam hehre Schönheit überwältigend wirkenden Umgebung. Von der „Wolkensammlerpforte" aus können wir das „Himmelstor" erblicken, das die gigantische Himmelsleitertreppe abschließt. Mächtige Felsrücken erheben sich wie Schutzwände ihr zur Seite, der Berg der Wildgansfedern links, der Gipfel, auf dem man mit dem Monde spielen kann, rechts.

Schaurig gerade auf geht die Himmelsleiter. Die Spässe unserer tapfern Kulis werden seltener, ihr Lachen artet in Keuchen aus. Doch umsonst anerbieten wir abzusteigen und auf eigenen Füßen die Stufen zu erklimmen. Die pflichtgetreuen Burschen zeigen nach der Sonne und ihrem Stand und bedeuten uns, daß wir zu langsam vorwärts kämen und dann den Gipfel nicht mehr vor Einbruch der Nacht erreichen könnten.

Endlich, oben bei dem feuerroten Himmelstor angelangt, dürfen wir uns freuen, daß die größten Schwierigkeiten überwunden sind, wenn auch der eigentliche T'aischangipfel noch nicht sichtbar ist. Pilgerherbergen, armselige, schmutzige Hütten stehen den Weg entlang. Auf einem Felsgrat thront — einer alten Ritterburg vergleichbar — stolz das neu restaurierte schönste aller T'aischangebäude. Es ist der „Tempel der großen Barmherzigkeit", der der Himmelskönigin geweiht und ihr und ihrem Hofstaate zum Aufenthalt angewiesen ist. ⟨Siehe Abb.⟩ In ihm wird allen, die darnach verlangen, zarte Hilfe zu teil. Hier sind unsere



T'aischanweg durch den Tempel der großen Barmherzigkeit

Kulis zum Anhalten bereit. Aus ihren Taschen holen sie Weihrauchstengel und obwohl sie vorher uns durch den Dolmetsch hatten erklären lassen, daß sie sich als Mohammedaner um des T'aischans Götter und Teufel nicht kümmerten, neigen sie sich hier in kindlicher Frömmigkeit, in rührender Demut vor der Himmelsmutter.

Unweit dieses buddhistischen Heiligtums steht ein Konfuziustempel, der auf der Stelle gebaut worden sein soll, wo der große Weise einst gesessen und die Aussicht betrachtend, über die Kleinheit des Staates Lu und über die Eitelkeit der Welt gesprochen hatte. Damals, vor 2500 Jahren — wie mühsam mag da die T'aischanbesteigung gewesen sein! Daran, daß Kung, als er die Kweis in Kategorien teilte, die Berggeister zu den allerschlimmsten rechnete, mag wohl jene T'aischanreise Schuld getragen haben. (Siehe Abb.)

In der Ferne ist der tempelgekrönte Gipfel zu sehen, auf dem der T'aischan als Tung-yo, als Gott der Unterwelt verehrt wird. Wie ärmlich aber sieht jene Kultstätte aus im Vergleich zu dem prächtigen Heiligtum seiner Enkelin.

Wie Pferde, die den Stall wittern, eilt unsere Karawanne der Höhe zu. Im Augenblick, da das Tagesgestirn hinter einem fernen Bergzug niedertaucht, um einem andern Erdteil leuchten zu gehen, erreichen wir den höchsten, den heiligsten Gipfel des T'aischan und sein Kloster. Gerade noch recht, um das überwältigende Schauspiel zu genießen, das die scheidenden Strahlen bieten, die die tempelübersäten Berghalden des Vordergrundes und die weiten, von silbernen Flußbändern durchzogenen Ebenen und die sie abgrenzenden verschleierten Bergzüge in ihre Gluten tauchen. Bald aber ist die purpurne Herrlichkeit erloschen und Dunkelheit umfängt uns plötzlich.

Und mit ihr setzt eine eisige Kälte ein, so daß wir uns eiligst in die uns angewiesenen Tempelgemächer zurückziehen. Das Gepäck ist schon dorthin verbracht worden. Es ist ein Glück, daß Kerzen darin sind,



Yü-hoang-ti, der Himmelsherr auf dem T'aischan

denn das Öllämpchen, das uns die Taomönche angeboten, ist zu winzig, als daß es unsere drei Räume beleuchten könnte. Hungrig und müde geworden, kochen wir eilig etwas Wasser zu Tee und begeben uns raschmöglichst zur Ruhe.

Ja Ruhe! Ein lauter, bitterkalter Wind hält uns wach. Die dünnen Bretterwände unserer Behausung könnten ihm nicht standhalten, wenn nicht Metallziegel sie beschwerten. Es ist, als ob die Berg- und Wind-



Abend auf dem T'aischan

geister alle losgelassen worden wären, um mit Rütteln und Schütteln und Ächzen und Quicksen und Heulen und Stöhnen uns Ungläubige von ihrem Dasein zu überzeugen. Nur das Gefühl, auf dem altehrwürdigen T'aischan, auf dem größten Heiligtum des größten Volkes der Erde zu sein, gewährt uns einigen Trost im Durchwachen der ungemütlichen und kalten Nacht. Gar froh sind wir, als die Morgenhelle anfängt, die Spalten und Ritzen der fensterlosen Tempelwände und bald auch die Räume zu erfüllen und uns erlaubt, aufzustehen und uns zu bewegen. Wir eilen, ins Freie zu kommen und statten vor allem dem heiligen Hof einen Besuch ab, aus dessen Mitte die heiligste T'aischanspitze hervorragt, der Gipfel „der am nächsten dem Himmel", von dem aus vor 4500 Jahren schon Weihrauch aufgestiegen zum „Höchsten Herrscher", zum Einen Gott, der Gipfel, der später den hochtrabenden Titel erhalten: „Kaiser, überfließend von Menschenfreundlichkeit, der auf dem Nabel des Erdkreises thront." Jetzt ist die Stätte, auf daß kein profaner Fuß sie betrete, von Gitterwerk eingerahmt und dieser von einem mit Quadersteinen bepflasterten Hofe umgeben, dessen Abschluß Götzenhallen bilden.

In der wichtigsten der letztern thront das taoistische Göttertrias: „die drei Reinen", die da sind: Laotse, der zur Gottheit erhobene Weise, T'ai-schi, der große Anfang, und Yü-hoang-shang-ti, der Götterkönig, die taoistische Popularisierung des alten Shang-ti, des Himmelsgottes. Die drei hohen Herren sehen etwas vergrämt und morsch aus. Die Papierfenster sind in Fetzen gerissen, die Türen schief, die Altäre am Zerbröckeln, die Opfergefäße unvollständig — ein Bild des Zerfalles. Wir hatten eigentlich etwas anderes erwartet vom Heiligtum des Yü-hoang-ti, der Personifikation der Lebenskraft.

Mit den ersten Sonnenstrahlen stellen unsere wackern Kulis sich vor dem Tempeltore ein, um mit uns den Rückweg anzutreten. Im Eilmarsch geht es bergab. Vor unseren Blicken verschieben sich die Felswände mit

ihren Tempelburgen wie Theaterkulissen. Bei der Himmelstreppe aber hören wir mit Schauen auf, denn da springen die übermütigen Träger mit rasender Eile die steile Leiter hinunter, daß uns, die wir hangend und bangend in schwebender Pein, Hören und Sehen vergehn. Wie atmen wir auf, als wir bei den „fünfzig Windungen" anlangen und die Raschheit unserer Kulis wieder eine normale wird.

Oft begegnen wir Pilgern. Solchen aller Volksschichten, vielen, die sich tragen lassen. Alle haben Opfergaben bei sich, Ex-votos zumeist, und Geld aus Gold- und Silberpapier. Auch Pilgerinnen kommen des Wegs, mühsam auf ihren verkrüppelten Füßchen humpelnd. Wieviele Tage mögen die brauchen, um den heiligen Gipfel zu erreichen, die Armen! Wir mit unsern flinken Trägern sind in Zeit von einigen Stunden unten im Tal, und ehe wir recht zur Besinnung kommen, beim Bahnhof angelangt.

Zu unserer Verblüffung erfahren wir da, daß zurzeit — der Revolution wegen — keine fahrplanmäßigen Züge gehen und schon schwebt uns ein chinesisches Nachtquartier in einer insektenreichen Pilgerherberge vor Augen, als ein Truppentransportzug kommt, der uns aus Gefälligkeit mit gen Norden nimmt.

In einem ausrangierten, übelriechenden Wagen, dessen Boden mit Nahrungsabfällen bedeckt ist, auf schmalen Bänklein, zwischen eben von Gefechten zurückkehrenden, verschmitzt dreinschauenden Soldaten, fahren wir einen Teil der Strecke zurück, auf der uns der elegant bequeme deutsche Salonwagen hergebracht hatte.

Voll ,Ver- und Bewunderung' betrachten uns unsere Reisegenossen, wie sie hören, daß wir vom T'aischan kommen, vom T'aischan, vom heiligsten der heiligen Berge. Ein Wetteifern im Anbieten von Gefälligkeiten beginnt unter den Bezopften. Uns T'aischanpilgern kann nicht genug Ehre angetan werden. Ihre Decken breiten die Rebellenniederschlager über die Bänklein, auf daß wir angenehmer sitzen, und über die Fenster, damit die Sonne nicht in unsere Augen blinzelt, frischer Tee

wird aufgegossen und Leckerbissen und Zigaretten werden uns dazu angeboten. Mit erstaunlichem Anstand geschieht dies alles, mit einem Anstand, der so recht die alte Kultur des chinesischen Volkes zum Ausdruck bringt. Eigentlich hätten wir gar keinen bessern Abschluß unserer Wallfahrt ins Herz Chinas wünschen können, als so ein herzerfreulich Stück Volkscharakter kennen zu lernen.

*

Welch unverwischbaren Eindruck der T'aischan einem hinterläßt! Nicht der T'aischan als Gott und nicht der T'aischan als Teufel, aber der T'aischan als Symbol des Wachsens und Erstarrens der Glaubenslehren des blumigen Reiches der Mitte.

Das eiserne Gitter, das die höchste T'aischangipfelspitze umfaßt, die Stelle abschließend, auf der vor vierundeinhalb Jahrtausenden der große Yü dem Himmelsgott geopfert, versinnbildlicht es nicht die eiserne Wand, die in China um den Glauben an den Einen alten Gott, zu dem jetzt nur noch Kaiser beten dürfen, errichtet worden ist? Ganz undurchdringlich ist auch das geistige Gitterwerk nicht. Ein wenig gleiten am Ende jedes Jahres die Gedanken der Massen hindurch, wenn Tsao Wang, der Herdgott, seine Himmelsreise unternimmt, um da oben Rechenschaft vom Tun und Treiben des Erdenvolkes zu erstatten.

Und wie die vergitterte Ostgipfelspitze umgeben ist von Götzenhallen in engen und weiten Kreisen bis an den Fuß des Berges, so daß vor der wuchtigen Riesenumrahmung die heiligste Stätte kaum mehr zur Geltung kommt, so ist die alte hehre Gotteserkenntnis in der Umkreisung der ebenso mächtigen als verunstalteten taoistischen und buddhistischen Glaubenslehren erdrosselt worden. Die Rolle, die auf dem T'aischan zur Zeit die lichtstrahlende Himmelskönigin, die einstige Fee Yü-nu-ta-sien spielt — ihre prächtig restaurierten Tempel am Fuße und auf der Höhe des Berges, sie geben so recht ein Bild des sich eifrig immer wieder emporraffenden Buddhismus, während die alten, teilweise zu

Heuschobern degradierten Taotempel den Verfall des stets materieller werdenden Taoismus kennzeichnen.

An der Nordwand des Berges jedoch haben christliche Missionare ihre Wohnstätten aufgeschlagen, vorläufig nur zum Sommerferienaufenthalt. Aber liegt nicht die Frage nahe, wie lange es gehen werde, bis das einstige Nephritfräulein, die zur Himmelsmutter erhobene gütige Fee, ersetzt werden wird durch die heilige Maria, die Mutter Gottes?

Da die Umwälzung in China sich nicht auf das politische Gebiet beschränkt, ist vorauszusehen, daß die Geschichte des T'aischan, des Symbols der Entwicklung der chinesischen Glaubenslehren, einer neuen Wendung entgegengeht. Welcher Art wird diese Wendung sein?

Werden die Chinesen einsehen, daß die uralten Weisheitssprüche ihres Taoteking, von denen Tolstoi und andere unserer großen Geister nachhaltig beeinflußt worden sind, nicht haben zermalmt werden können von den versteinerten Dogmen der Staatsreligion, daß sie auch in China noch keimfähig, nur des Pflanzbodens harren, der ihnen zu gedeihlicher Entwicklung verhilft?

Noch ist dieser Boden nicht bereit. So wenig er es ist für die Christuslehre, die wohl da und dort auf der fremden Erde liebliche Blumen erstehen läßt, aber zarte, solche, die immer wieder von einheimischer, in starrer Pietät wurzelnder Vegetation überwuchert werden.

Der Boden Chinas, der Jahrhunderte lang eine Kultur genährt hat, die der Überfeinerung nahe kam, ist zu sehr an Kräfteabgabe gewöhnt, die den materiellen Bedürfnissen und denen des Intellektes entgegenzukommen hat. Aber der Boden Chinas, auf dem die ausgesprochene soziale Veranlagung des Volkes immer noch gedeiht und auf dem eine außergewöhnliche Selbstdisziplin des Einzelmenschen heute wie ehemals blüht, dieser Boden ist nicht erschöpft. Wenn einmal die von Osten und Westen kommenden Stürme ausgetobt, die an seiner Starrheit rütteln mußten, so wird er sich vielleicht lockern zur Aufnahme einer Saat

der Religion der Liebe. Hier könnte, befruchtet von der altchinesischen grandiosen Weltauffassung, wonach Naturverlauf und Menschenleben untrennbar zusammenhängen, der Samen von Palästina, der bei uns meist verkümmert, Pflanzen hervorbringen, die Europa in Staunen versetzen müßten, wie es einstens die chinesische Kultur des 13. Jahrhunderts getan, an deren verblüffenden Schilderungen von Marco Polo man Jahrhunderte lang gezweifelt hatte — bis eingehende Forschungen der Neuzeit sie bestätigten.

Allerdings jetzt gerade ist der chinesische Boden übel aufgewühlt. Die Geistesstruktur der Durchschnittschinesen, besonders derjenigen der Hafenstädte, hat einen bedenklichen Tiefstand erreicht. Der Fernorientale scheint verlernt zu haben, das von innen Leuchtende vom Glänzenden und Glitzernden zu unterscheiden.

Wenn auch der Firnis europäischer Kultur, mit dem China anläßlich der politischen Umgestaltung überzogen wurde, vom geistig höher stehenden Chinesen als Glanzschicht erkannt worden ist und letztere auch schon abzuschiefern beginnt, so ist damit doch noch nicht viel erreicht.

Noch ist also der Boden nicht bereitet.

Die Gesetzesethik von Konfuzius und die des unglücklich entgleisten sogenannten Taoismus wird noch lange die Ostasiaten mit ihrer Leidenschaft für Zeremonien in starrem Banne halten. Der Buddhismus — abgesehen davon, daß er in ganz entarteter Form hierher gekommen — ist einer Philosophie entsprungen, die zu sehr verneint, als daß er dem Wesenskern des Volkes Entfaltungskraft zu wirklich Hohem geben könnte.

Und doch — warum sollte die Rasse, die einen Laotse geboren — sich nicht nach und nach wieder emporarbeiten können zu einer Gesinnungsethik, die die lichtvolle Erkenntnis zum Ausdruck bringt, daß das Leben Gott ist und Gott die Liebe!





ANHANG

Die chinesischen Glaubenslehren

Kein Land der Erde hat so viele verschiedene Glaubenslehren aufzuweisen wie China, das Reich der Mitte. Neben der Staatsreligion, dem Konfuzianismus, gedeihen die mannigfaltigsten Formen des Taoismus sowohl als die nach Hunderten zählenden Sekten des Buddhismus. Es gibt aber auch christliche und mohammedanische Gemeinden, doch ist der letzteren Zahl verhältnismäßig klein.

Im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts hat eine neue Zeit für Chinas Dogmatik begonnen. Während durch die gigantische Staatsumwälzung den Götzenkulten kein Leid geschehen ist, hat der Konfuzianismus mit dem Sturz des Kaisers, des Himmelssohnes, sein Oberhaupt verloren. Und — was von unübersehbar weitgehender Bedeutung für alle Glaubenslehren in China — die Staatsreligion hat ihren obersten Grundsatz geopfert, den Grundsatz vom „Festhalten am Alten".

Als vor zweieinhalb Jahrtausenden der große Moralist Kungfutse das ethische Staatsideal in Treue gegenüber der Tradition, in der Rückkehr zu den Sitten der guten alten Zeit gesehen und gelehrt, hatte dies eine gewisse Berechtigung gehabt, da damals das kulturell einst hochgestandene Reich in beängstigender Weise zu verflachen gedroht. Doch schon Tsin-shi-hoang-ti (240—210 vor Chr.) der tatkräftigste aller chinesischen Kaiser, der Erbauer der chinesischen Mauer, die das gesittete Volk für alle Zeit vom barbarischen Auslande absondern sollte, hatte die Gefahr des Rückwärtsblickens erkannt und versucht, die konfuzianischen Lehrer und Lehren auszurotten. Doch da der Tsindynastie Lebenszeit nicht lange, kaum ein halbes Jahrhundert, gedauert und noch

ein Teil der Generation, die die alten Schätze der Literatur durch Einmauern gerettet hatte, lebte, als die konfuzianisch gesinnte Handynastie an die Reihe kam, so konnte ein Teil der Schriften wieder ihren Gräbern entnommen werden. Es erstanden die Herrscher der alten Zeiten zu neuem Leben und es entwickelte sich aus ihren Sitten und Gebräuchen eine Machtsphäre, der nach und nach ganz Ostasien, fast ein Drittel der Menschheit, erlag, und aus der es bis in die neueste Zeit kein Entrinnen gegeben. Der im Jahre 1200 verstorbene Philosoph Tschu-Hi war es gewesen, der die jeglichem Fortschritte hinderliche konfuzianische Lehre in ein starres System zusammengeschmolzen und damit um die ostasiatischen Völker einen Wall errichtet hatte, der strenger abgrenzte und machtvoller war, als die von Tsin-shi-hoang-ti erbaute irdene Mauer, einen geistigen Wall, der bis zum Ausbruch der Revolution standgehalten.

Allerdings hatte sich das zwiefach ummauerte Reich der Mitte eine Zeitlang in erstaunlicher Weise entfaltet. Anfangs des 14. Jahrhunderts noch war China nicht nur das an Menschen und Schätzen reichste, sondern auch das an sozialpolitischer Organisation und Kultur am höchsten stehende Land der Erde. Aber im Vollbewußtsein seiner überragenden Zivilisation und gestützt auf Tschu-His Dogmatik erstarrte es darin dermaßen, daß es nicht gewahr wurde, wie Völkerschaften außerhalb der chinesischen Mauer, wie die „Barbaren am Rande der Erde" über die Bewohner des Reiches der Mitte hinauszuwachsen begannen.

Tschung-kwo (wie die Chinesen ihr Land nennen) erwachte aus seinem selbstzufriedenen Schlummer erst, als im 19. Jahrhundert ein europäischer Staat nach dem andern sich in seinen Hafenstädten einzunisten begann und da mit einer ganz neuen Kulturentfaltung Breschen in die starre Umwandung schlug. Man begann die Schlitzaugen zu öffnen. Man fing an, sich gewaltig zu verwundern. Man raffte sich auf und versuchte, aus dem Banne von Tschu-His engem Konservatismus zu

entrinnen. Es fehlte nicht an chinesischen Männern, die Verständnis hatten für die Anforderungen der Neuzeit. Sie gingen sich europäische und amerikanische Bildung holen, und mit von Ehrgeiz gestachelter Energie wußten sie das zopftragende, nun allmälig erwachende Volk dazu zu bringen, sein Kaiserhaus, die Mandschudynastie abzuschütteln. Ein Riesensprung nach vorwärts war damit getan. In betäubender Eile. Mit erstaunlicher Behendigkeit. Doppelt erstaunlich für den, der die Macht kennt, die in China jeder Neuerung sich entgegenstellt — die Macht, die nicht von dieser Welt, die Macht der Milliarden von Seelen verstorbener Eltern, Voreltern, die seit 25 Jahrhunderten ihren Kindern und Kindeskindern immer und immer wieder das konfuzianische Gebot vom Festhalten am Alten eingeprägt. Tatsächlich hat man ja bis zur Republikerklärung dem Sinologen recht geben müssen, der schrieb, China werde eigentlich von seinen Ahngeistern regiert. Doch jetzt ist es den kühnsten der in Menschengestalt einherwandelnden Chinesen gelungen, die Oberhand über die Schemen zu gewinnen. Letztere sind in den Hintergrund geschoben worden. Aber nicht verdrängt. Das wäre außerhalb chinesischen Strebens gelegen. Wenn die Staatsumwälzung möglich gewesen, ohne die geheiligten konfuzianischen Lehren zu verletzen, so hätte man dies zweifellos vorgezogen. Denn man wollte die abendländischen Ideen, die den Umschwung gezeitigt, eigentlich nicht herankommen lassen.

Wenn auch die chinesische Sprache kein Wort besitzt, das unseren Begriff „Religion" wiedergeben kann und keines, das unserem „Gott" entspricht — an Religion und an Gottempfinden fehlt es im Reiche der Mitte nicht. Mit Li, was „Gesetz", „Gebrauch", „Riten" heißt, oder mit Kiao „Lehre" übersetzt der Chinese unser Wort „Religion". Für Gott gibt es in China beinahe so viele verschiedene Bezeichnungen wie Auffassungen. Von den Konfuzianern wird der erhabene Geschickelenker Shang-ti, höchster Herrscher, oder T'ien, Himmel, oder ähnlich benannt, Von den Anhängern der Laotselehre Tao, Weltordnung, Urprinzip.

Von den Buddhisten Fo oder Tanggya oder Burchan oder anders. „Die 5433 Namen Buddhas" lautet der Titel eines lamaistischen Traktates. Der Durchschnittschinese aber — sei er Konfuzianer, Taoist oder Buddhist, interessiert sich weder für Shang-ti noch für das Tao, noch für Buddha besonders. Die wichtigste Rolle spielt für ihn die geteilte Urmaterie: Das Yang und das Yin, oder vielmehr deren Organe, die Schins und die Kweis, die guten und die bösen Geister. Yang ist das Prinzip des Lichtes, des Guten, Yin das der Finsternis, des Bösen. Die Schins sind die freundlichen, die belohnenden, die Kweis die übelwollenden, die rächenden unsichtbaren Wesenheiten. Beide Kategorien können anthropomorphisierte Naturkräfte sowohl als Seelen von verstorbenen Menschen sein. Aber ganz besonders von den letztern glaubt der Chinese sein Lebensschicksal abhängig. Daher deren Kult ihm der wichtigste aller Kulte ist.

Der Kult der Verstorbenen geht in die graue Vorzeit zurück. Ein Teil der Chinaforscher sieht in ihm den ältesten Ausdruck religiösen Empfindens der Chinesen. Doch läßt sich die Verehrung des Himmelsgottes ebenso weit zurück verfolgen wie der Totenkult.

Chinas offizielle Geschichte setzt mit dem Jahr 2600 v. Chr. Geburt ein. Schon die Hiadynastie 2205—1783 vor Chr. Geburt hatte an ihrem Hofe Staatsgeschichtschreiber. Obwohl die europäischen Forscher die chinesische Geschichte erst vom Jahr 846 v. Chr. Geburt an als unantastbar gelten lassen, steht unzweifelhaft fest, daß unter den kanonischen Schriften Dokumente sind, deren Alter in das 2. und 3. vorchristliche Jahrtausend zurückgehen. Als Geschichtsquellen höchst lückenhaft, ein Glaubensbekenntnis nirgends formulierend, geben diese ältesten Urkunden noch ein beredtes Zeugnis von der selbständig erzeugten viertausendjährigen Kultur der Chinesen, sowie einen, wenn auch etwas verschwommenen Begriff von deren ursprünglichem religiösen Fühlen. Wenn es auch ausschließlich Profanliteratur ist, was Konfuzius gesammelt und

der Nachwelt überliefert hat, vermögen doch deren Lieder, Ritualvorschriften usw. Aufschluß zu geben über die Beziehungen der Chinesen zu den überirdischen Mächten und sie zeigen, daß die Religion vor der Zeit der großen Lehrer der Glaube an einen Himmelsherrn war, also Monotheismus. Shang-ti, höchster Herrscher, oder T'ien, Himmel, wurde die allbeherrschende Macht genannt. Wenn es neben ihr auch noch untergeordnete Verehrungswesen gab, wie z. B. des Himmels Adjutanten, welches in erster Linie die Geister der verstorbenen Kaiser sind, und dann alle die andern Ahnen, war doch der T'ien oder Shang-ti der alleinige Gott.

Ob dieser erhabene Gottesglauben die Urreligion der Chinesen war? Die Meinungen der Forscher gehen hier ziemlich auseinander.

Viktor von Strauß und Torney, einer der hervorragendsten Sinologen aller Zeiten, war fest überzeugt davon, daß der spätere chinesische Glauben sich aus dem Monotheismus entwickelt. Er weist auch nach, daß in den ältesten vom Himmelsherrn redenden Dokumenten schon das Verständnis für den unabbildbaren Höchsten im Rückgange begriffen war, und an Hand der aus verschiedenen Jahrtausenden stammenden Lieder des Schiking zeigt er, daß je älter die Lieder, je persönlicher der darin genannte Gott gedacht ist. Andere deutsche Chinaforscher vertreten die Ansicht, daß in der Ahnenverehrung der älteste Ausdruck des chinesischen Empfindens von höheren Gewalten zu suchen sei. Letztere Ansicht vertritt auch J. M. De Groot, der Leydener Professor, dem wir großartige Werke über Chinas Religionen zu verdanken haben. Auf Herbert Spencer und andere Gelehrte, die den Animismus als Urgrund aller Religionen halten, fußend, steht De Groot zu der Ansicht, daß auch in China der Ahnenkult sich aus der Naturreligion entwickelt, daß die Ahnen die ersten Götter Chinas gewesen und daß Shang-ti als eine Art Oberkaiser — als Monarch im Reiche der abgeschiedenen Seelen zu denken sei. — Auch von chinesischen Forschern sind verschie-

dene, die Urreligion betreffende Theorien aufgestellt worden. Doch keine vermag ein klares Bild zu geben.

Unumstößliche Tatsache ist, daß vor 4—5 Jahrtausenden, zur Zeit, da auch in Indien (um mit Max Müller zu sprechen) „die Vorfahren der Vêdasänger noch einem unzersplitterten Monotheismus huldigten", in China der Himmel als Geschickelenker empfunden wurde. „O, wie des Himmels Vorbestimmung so hehr, so unergründlich ist!", heißt es im Schiking, in den jahrtausendealten, von Konfuzius im 5. vorchristlichen Jahrhundert gesammelten Liedern.

Der Himmel oder der Himmelsherr aber war ein Gott, der später in so unerreichbarer Höhe schwebte, daß er nach und nach nur noch durch Vermittlung hochstehender Wesen angerufen werden konnte, und der für das stets materieller werdende Volk ein immer schwerer zu fassender Begriff wurde. Ein Begriff, dessen einstiger Platz in den Gemütern der Chinesen im Laufe der Zeit durch Götzenbilder verdrängt wurde, und der im heutigen Religionssynkretismus so weit untergetaucht ist, daß er nur noch im offiziellen Staatskult in Betracht kommt.

Klassizismus oder Konfuzianismus wird die Staatsreligion Chinas genannt. Der 551—478 v. Chr. unter der Choudynastie lebende Staatsminister Kung-fu-tse ist Gründer dieser Lehre, über die man in China sowohl als im Auslande noch nicht einig ist, ob sie überhaupt eine Religion genannt werden kann.

Er lebte in einer Zeit, da sein Reich in politischer und sittlicher Hinsicht dem Verfalle entgegenging, und hatte es sich zur Aufgabe gemacht, seinem Volke zu helfen. Überzeugt davon, daß ein Wiederauflebenlassen der von den alten Geschichtschreibern verherrlichten Gebräuche und Sitten früherer Epochen am besten zum Ziele führen werde, wurde er nicht müde, alte Schriften historischen und ethisch pädagogischen Inhalts zu sammeln und den Hohen des Reiches sowohl als dem Volke davon zu erzählen. Von Kungfutse selbst hat man nur ein einziges

Buch — eine Chronik des Staates Lu. Doch es haben seine Schüler die Aussprüche des großen Moralisten gesammelt und im Lun yü herausgegeben. In diesen Gesprächen wird öfter der T'ien, der Himmel, erwähnt. Der Begriff von Shang-ti, vom persönlich gedachten Gott, war damals schon am Verblassen. Für Kung war der Himmel die Weltordnung, der sich zu unterwerfen er nicht nur predigte, sondern sich selbst bemühte. Der Meister vermied es im allgemeinen, von Übersinnlichem zu sprechen, doch zeigte er durch die Wichtigkeit, die er dem Totenkulte beimaß, daß sein Glaube doch nicht nur ganz diesseitig war. Die Schüler erzählen, daß Kung „nie Reis oder auch nur eine grobe Gemüsesuppe aß, ohne vorher den Ahngeistern davon anzubieten". Und daß er diese Darbietung nicht nur als Symbol auffaßte, beweist der Umstand, daß er sich hütete, gekochtes Fleisch, das er geschenkt erhalten, den Geistern seiner Ahnen vorzusetzen, da man nicht wissen konnte, ob jenes nicht schon einmal als Seelenopfer gedient, ihm also die geistige Essenz, von der die Schatten sich nähren, schon entnommen sein könnte. Diesem getreulichen Opfern lag aber doch wohl mehr eine kindliche Pietät und die Anhänglichkeit an die Gebräuche des Altertums als ein tiefgehendes religiöses Empfinden zugrunde. Stammt doch von Meister Kung auch der Satz: „Den Göttern und Dämonen zu dienen, aber sie sich fernehalten — das nenne ich Weisheit."

Neben seinem alles durchdringenden Grundsatz vom Festhalten an den althergebrachten Gebräuchen und Zeremonien, stand in Kungs Moralpädagogik obenan das Gebot von der Gegenseitigkeit: „Was du nicht willst, das dir angetan werde, das tu auch andern nicht an" — und dasjenige der rechten Mitte oder des „Gleichgewichtes". „Der Zustand, da Freude und Zorn, Trauer und Heiterkeit noch nicht hervorgetreten sind, nennt man das innere Gleichgewicht — die Mitte. Wenn sie hervortreten und das rechte Maß treffen — nennt man das Harmonie. Das

innere Gleichgewicht ist das große Fundament der Welt." „Die Harmonie ist die die Welt durchdringende Vernunftsnorm", heißt es im Tschoung-yong, dem berühmten, von einem Enkel Kungs geschriebenen Buche.

Mehr als zu Lebzeiten Kungfutses war seiner Ethik unter der Handynastie eine Entfaltung beschieden, trotzdem ihr damals eine Rivalin erwuchs, die auch jetzt noch in allen Volksschichten Chinas ihre Anhänger hat, in der Schule Laotses, im Taoismus. „Es gibt ein Etwas, das unbegreiflich vollkommen ist — ins Dasein getreten vor Himmel und Erde. Wie ist es so still und formlos! Steht allein fest, ohne sich zu gefährden. Man kann es als die Mutter aller Dinge ansehen. Ich kenne nicht seinen Namen — also nenne ich es Tao."

So sagt Li Be Yang, der „alte Weise", Laotse genannt, in seinem Taoteking. Gestützt darauf, daß letzteres der älteste schriftliche Nachweis der Lehre vom Tao ist, nennen es die Taoisten ihre Bibel und bezeichnen seinen Verfasser als den Gründer ihrer Philosophie und Religion. In Wirklichkeit ist der Kern dieser hohen Weisheit viel älteren Ursprungs, wahrscheinlich im Zusammenhang mit dem altindischen Vêdaglauben.

Laotse, der im 6. bis 5. vorchristlichen Jahrhundert, also ungefähr zur Zeit von Kungfutse gelebt, war wie jener bemüht, sein Volk vor dem drohenden Untergange zu retten, doch versuchte er dies auf einem etwas anderen Wege zu erreichen. Auf einem allzuschwierigen — rein innerlichen. Während der Ministerphilosoph Kung vor allem in der Regelung von Staatsordnung und Volkssitten Heilung für den krankenden Staatskörper suchte, wollte der in sich gekehrte Weise aus Loyang des Einzelmenschen Psyche gesunden lassen. Wohl wies auch Laotse auf vergangene Zeiten, aber nicht auf das von Kultur verfeinerte Altertum, sondern auf die patriarchalische Urzeit mit ihrer unverdorbenen Einfachheit der Sitten und Gesetze. „Je mehr die Leute Kunst

und Schlauheit pflegen, desto mehr erheben sich Wunderlichkeiten. Je mehr die Gesetze und Befehle prangen, desto mehr gibt es Diebe und Räuber." Der materielle Wissensdurst, die komplizierten Anstands- und Zeremonienlehren, die Kungtse so hochgehalten, — Laotse belächelte sie. Für Laotses tiefinnerliches Empfinden war „Wohlanständigkeit" schon eine „Abschwächung edler Gesinnung" — schon der Anfang der Unordnung. Ihm waren solche Äußerlichkeiten die unterste Stufe der Tugend. Zurück zur Natur wollte er: „Laßt die Leute wieder Knoten aus Stricken knüpfen und sie gebrauchen statt der Schrift."

„Der Weise ist nicht gelehrt, der Gelehrte nicht weise."

In Betreff der Nächstenliebe geht Laotse weiter als Kungtse. Während letzterer auf die Frage eines Schülers, ob man Unrecht mit Güte zu vergelten habe, antwortete: „Womit soll man denn Güte vergelten? Vergeltet Unrecht mit Recht, und Güte mit Güte", sagt Laotse. „Zu den Guten bin ich gut und zu den Nichtguten bin ich auch gut, denn das Leben ist die Güte."

Unverständlich — umstürzlerisch erscheint uns Laotses Lehre vom ‚Wu wei", das beständig sich wiederholende Lob des Nichthandelns und das der Leere. Das Denken der Chinesen, das besonders in bezug auf das Negative von dem unsrigen so verschieden ist, macht sich hier bemerkbar. Doch ist auch für uns von überzeugender Kraft z. B. der Spruch über die „Wirksamkeit des Negativen":

„Dreißig Speichen treffen sich in einer Nabe."

„Auf dem Nichts daran (dem leeren Raum) beruht des Wagens Brauchbarkeit."

„Man bildet Ton und macht daraus Gefäße."

„Auf dem Nichts daran beruht des Gefäßes Brauchbarkeit."

„Man durchbricht die Wand mit Türen und Fenstern, damit ein Haus erstehe.

„Auf dem Nichts daran beruht des Hauses Brauchbarkeit."

Darum: „Das Sein gibt Besitz, das Nichtsein Brauchbarkeit."

Weiter auch: „Ungehemmte Wirkung."

„Das Allerweichste auf Erden überholt das Allerhärteste auf Erden."

„Das Nichtseiende dringt auch noch ein in das, was keinen Zwischenraum hat. Daran erkennt man den Wert des Nichthandelns."

*

Aus einundachtzig solcher Aphorismen ist das Taoteking, das einzige von Laotse zurückgelassene Buch, zusammengesetzt. Viele von ihnen sind voll innern Widerspruchs — teilweise mögen sie im Laufe der Jahrhunderte verdorben worden sein. Chinesische Gelehrte jeden Zeitalters haben Kommentare zu dem Buch von Tao geschrieben, aber volkstümlich ist dasselbe nie geworden. Laotses Lehre, von der Vikt. v. Strauß sagt, daß sie „an Tiefe der Gotteserkenntnis, an innerlichem und sittlichem Ernst sich mit keinem Religionssystem messen kann, dem wir außerhalb der mit Abraham beginnenden Offenbarungsströmung begegnen", ist in ihrer Größe nur von wenigen gewürdigt worden. Sie ist viel zu hoch und viel zu tief, als daß sie vom Durchschnittsmenschen hätte erfaßt werden können. Nur vereinzelte Denker arbeiteten sich hinein in den „Urquell und Endzweck alles Seins" und wenn sie auf den Grund gedrungen, so zogen sie sich von der Welt zurück, um in Einsamkeit ganz dem und im Tao zu leben.

Der größte Teil aber der sogenannten „Taoshi", Taoprofessoren, ergab und ergibt sich heute noch theosophischen Spekulationen, deren Mystik und Magie zum Exorzismus führen und zum Gelderwerb dienen. Der

manchmal orakelhafte Ton des Taoteking war ganz dazu angetan, in die Lehre das hineinzulegen, was einem jeden grad gut dünkte und so ward nach und nach der Tiefsinn zu Unsinn. Es spaltete sich dann auch die taoistische Philosophie in den esoterischen Taoismus und in den Vulgärtaoismus. Ersterer entfremdete sich weniger rasch der philosophischen Grundlage, doch machte er im Anachoretentum eine seltsame Wandlung durch. Da das Leben der Einsiedler dem Volke etwas ganz Unverständliches war, umgab es sie mit einem phantastischen Sagenkreis, schrieb ihnen übernatürliche Kräfte zu. Der Nimbus, der nach und nach die Anachoreten umwebte, lockte eine große Zahl Männer in die Einsamkeit, Männer, die weder Welt- noch Lebensverächter waren, die aber glaubten, dorten etwas Außergewöhnliches, wenn möglich Sien, Genien, werden zu können. Fern vom Weltgetriebe, versuchten sie, ähnlich wie die Alchimisten unseres Mittelalters, Gold zu machen und ein das Erdenleben verlängerndes Elixier zu brauen.

Die andere Richtung des Taoismus jedoch, die sich an den Volksglauben anlehnte, die nebst den Ahnen stets mehr und mehr animistische Gottheiten verehrte, nahm nach und nach den Charakter einer Religion an. Sehr wahrscheinlich war es die kurz vor Beginn unserer Zeitrechnung in China eingedrungene Buddhalehre gewesen, die durch ihre Erfolge vorbildlich wirkend, die Taoshi veranlaßte, verschiedene vom Volke verehrte Naturkräfte zu anthropomorphisieren. So entstanden taoistische Götzen. Diese Götzen verlangten Kult — der Kult verlangte Stätten und Priester. Die taoistische Kirche war begründet. Aber wie sehr sich deren Geistlichkeit, die Hi oder Wu, oder auch Taoshi genannt, bemühten, dem Begehren des Volkes nach etwas Erhebendem entgegenzukommen (die nüchterne Pädagogik der konfuzianischen Moral und die unfaßbare Tiefe der laotseschen Lehre konnten ihm nicht genügen), es gelang ihm nur teilweise. Das eigentliche religiöse Empfinden der Chinesen zu entwickeln, war dem Buddhismus vorbehalten.

Der Buddhismus, der sich in China in den Foismus und in den Lamaismus teilt, ist indischen Ursprungs. Aufgebaut auf die alte Vedantaphilosophie, die da lehrt: „nur das Brahma ist, die Welt ist nicht. Die Welt ist das Werk der Illusion, wie das Bild des Mondes, das im Wasser sich spiegelt" — türmt der Buddhismus sich empor zur Verneinung selbst des Brahma.

Der Gründer dieser verneinendsten aller Philosophien war ein indischer Edelmann, der im 5. bis 6. vorchristlichen Jahrhundert gelebt hatte und zum Büßer geworden, und in dem 36. Jahre seines Lebens zur Erleuchtung gekommen war, d. h. zur Einsicht, daß alles Heil und Unheil vom Wissen und Nichtwissen stamme, daß die letzte Wurzel alles Übels das Nichtwissen der vier heiligen Wahrheiten sei:

„Dies, ihr Mönche, ist die heilige Wahrheit vom Leiden: Geburt ist Leiden, Alter ist Leiden, Tod ist Leiden, mit Unlieben vereint sein ist Leiden, von Lieben getrennt sein ist Leiden, nicht erlangen, was man begehrt, ist Leiden, kurz, das Haften am Irdischen ist Leiden."

„Dies, ihr Mönche, ist die heilige Wahrheit der Entstehung des Leidens: Es ist der Durst (nach Sein), der von Wiedergeburt zu Wiedergeburt führt samt Lust und Begier, der Durst nach Werden, der Durst nach Macht."

„Dies, ihr Mönche, ist die heilige Wahrheit von der Aufhebung des Leidens: Die Aufhebung dieses Durstes durch gänzliche Vernichtung des Begehrens, ihn fahren lassen, sich seiner entäußern, sich von ihm lösen, ihm keine Stätte gewähren."

„Dies, ihr Mönche, ist die heilige Wahrheit von dem Wege zur Aufhebung des Leidens: es ist der heilige achtteilige Pfad, der da heißt: rechter Glauben, rechtes Ent-

schließen, rechtes Wort, rechte Tat, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Bedenken, rechtes Sichversenken."

Alle ältesten uns erhaltenen Aussprüche von Buddha zeigen deutlich, daß „nicht in Götterverehrung, nicht im Gebet und Opfern und auch nicht in qualvoller Askese das Mittel zur Erlösung vom Leiden", zur Befreiung von der Wiedergeburt zu suchen sei, sondern daß Selbstzucht der einzige Weg ist zum Nirwana, zum „Verlöschen", zur „höchsten Seligkeit", zum — „Nichts".

Für die ersten Buddhisten gab es keinen Gott. Gebet und Kult waren also ausgeschlossen, eine Priesterschaft unnötig. „Seid eure eigene Zuflucht", hatte der Erleuchtete vor seinem Tode zu seinen Jüngern gesagt. Das Emporarbeiten zur Wunschlosigkeit mußte ein jeder von sich, von innen heraus fertigbringen. Nachdem der Buddha, der „Allerherrlichst Vollendete", sein irdisch Gewand abgestreift hatte und ins Nirwana eingegangen war, wurden seine Aussprüche gesammelt und diese nach und nach in ein System gebracht — in ein System, das in verschiedenen einander folgenden Konzilien immer wieder ausgearbeitet wurde, mit der Zeit aber Veränderungen unterlag, die unter sich voller Widersprüche. Heute ist Gautama, der Buddha, selbst ein Gott. Sein Kult von größter Wichtigkeit und das Nirwana, das „Nichts", ist zu einem Paradiese geworden.

Während die Lehre Buddhas volkstümlich geworden, war unmerklich, aber mit zäher Kraft, wieder die altindische Auffassung vom Transzendentalen in sie gedrungen. Und als dazu noch die Reliquienverehrung aufkam, die allerdings nicht brahmanischen Ursprungs, sondern rein dem Andenken Gautamas und seiner erleuchteten Schüler galt, da verwandelte sich die buddhistische Philosophie in eine Religion mit äußerlichem Kult, mit Bilder- und Reliquiendienst. Der Buddhismus hatte also, schon ehe er nach China kam, den Sprung vom Atheismus zum Polytheismus getan. Mitsamt dem vedischen Göttergewimmel und mit

dem altindischen Glauben an Paradies und Hölle kam er ins Reich der Mitte. Wahrscheinlich einige Zeit vor Christi Geburt.

Nachdem sich die indische Lehre auf diese Weise dem chinesischen Empfinden angepaßt, hatte sie nicht nur in ihrem Namen (Fo kommt von Foddha, d.i. Buddha), sondern auch in ihrem innersten Wesen und in ihrem äußern Kult eine Wandlung durchgemacht, die uns berechtigt, sie zu den chinesischen Religionen zu zählen. Erstaunlich ist es aber doch, daß die pessimistischste aller Glaubenslehren überhaupt Eingang gefunden und zu solcher Machtstellung in China gelangen konnte. Die Weltverachtung und das Bettelmönchwesen — welch schroffer Gegensatz zu der durch alle Volksschichten gehenden materiellen Genuß- und Arbeitsfreudigkeit der Chinesen! Und dann das Zölibat, das die Missionare von den Buddhapriestern verlangten! Ein Chinese und Ehelosigkeit — das schien erst unmöglich. Söhne auf die Welt zu stellen, um sich in alten Tagen und nachher im Jenseits von ihnen verpflegen zu lassen, das war doch bis anhin das wichtigste Lebensgesetz gewesen! Wer sollte denn für die abgeschiedenen Seelen sorgen und sie verhüten, zu selbstgequälten Quälgeistern zu werden, wenn nicht die Söhne, die man dazu ins Leben gesetzt? Dies war ein mächtig schwerwiegendes, ein unüberwindlich scheinendes Argument der Gegnerschaft der Buddhisten. Aber die heiligen Männer aus Indien wußten Rat. Sie ließen die Priester aus ihrer Heimat kommen, und als dann nach und nach auch Chinesen die Priesterweihe empfangen wollten, da wurde — in Anpassung an die alteingewachsenen chinesischen Gesetze — eine raffinierte Form von Adoption eingeführt, nach der ein jeder Priester und Mönch einen angenommenen Sohn hatte, der seiner Seele dereinst ins Jenseits alles Nötige senden konnte.

Die Bonzen (Buddhapriester) verstanden es nicht nur, ihren Kult der in ethischer Beziehung wertvollen Totenverehrung anzupassen, sondern sie wußten ihm auch noch einen plastischen Hintergrund zu geben, der

ihr bis anhin gefehlt, indem sie das Vorhandensein eines Paradieses und einer Hölle verkündigten. Das Vorhandensein eines Paradieses und einer Hölle — es eröffnete ganz neue Perspektiven für das augenblickliche, sowie für das künftige Leben. Bis anhin hatte man sich in China vom Jenseits keine eigentliche Vorstellung gemacht, hatte man vom Belohnt- oder Bestraftwerden in der andern Welt nichts gewußt. Welch einen Umschwung gab diese neue Erkenntnis, welche Leere füllte sie aus! Jetzt war ja die Möglichkeit da, daß dem einfachsten Menschenkind in der Hierarchie der Geister einst eine hohe Stellung zukommen konnte! Man brauchte in diesem Leben nur Buddhas Gesetze treu zu befolgen, um im Jenseits Lohan (v. Sanskrit: Arhat — Gottheit, die über tausend Geister Macht hat) zu sein — oder gar P'u sa (v. Sanskrit: Bodhisattva — Kandidat der Buddhawürde) zu werden.

So drang denn der Buddhismus kraft seiner Jenseitsverheißung in das doppelt ummauerte Reich der Mitte. Und zwar war es die sogenannte Mahâyâna-Schule, die sich einen Teil der chinesischen Volksseele eroberte, der Buddhismus in Form der „großen Überfahrt".

Die im Gegensatz steht zum Hinâyâna, der „kleinen Überfahrt", der ältern, reineren Form (die nur noch in Ceylon und Hinterindien zu finden). Die Mahâyânaschule lehrt, daß auch Nichtmönche Heilige werden können, da ein jeder Mensch, der zur Erkenntnis gekommen, daß die Welt und alles, was in ihr zu sein scheint, nicht ist, auf einer Stufe angelangt, die ihm Macht über die Illusion des Daseins gibt.

Die „Macht über die Illusion des Daseins", oder mit andern Worten: der Besitz übernatürlicher Kräfte, spielte von jeher und spielt heute noch in Tibet und in der Mongolei eine besonders große Rolle. Der dortige Buddhismus, der auf das Schamanentum aufgepflanzte Lamaismus, hat die „Tantras", die Zauberei, zu hoher Blüte gelangen lassen. Während die Priester des Foismus nur in vereinzelten Fällen — für Dämonenaustreiben und ähnlichem — sich mit Zauberei abgeben, leben

die Lamas davon, daß sie allerlei Wundertaten verrichten. Es ist die Stellung der Fo- und Lamapriester eine ganz verschiedene. Der Fopriesterschaft steht ein altes Kulturvolk gegenüber — den Lamas eine tief im Aberglauben steckende Rasse. Die Fopriester haben darum auch nie zu der Macht gelangen können, die die Lamas inne haben, die von der Laienwelt als höhere Wesen angesehen, als solche gefürchtet, teilweise auch verehrt werden.

Seit in Tibet eine Reformation eingesetzt hatte, teilen sich die Lamas in die sogenannten Rotmützen und Gelbmützen. Letztere haben neben ihren Mönchsbrüderschaften auch verheiratete Weltpriester. Der Kult ist sich aber im ganzen gleich geblieben. Er unterscheidet sich von dem des Foismus hauptsächlich durch sein äußeres Gepräge, durch einen ungeheueren Aufwand von Zeremonien und Prunk.

Die Fo-Religion hat sich mit der Zeit in eine Unzahl Sekten gespalten, die sich zum Teil wieder den älteren Glaubenssatzungen anlehnen, zum Teil auch taoistische Weisheiten in sich aufgenommen haben, aber im allgemeinen ist heute in China (die Tributärstaaten Tibet und Mongolei ausgenommen) der Fo-Glaube so flau geworden, daß die Spaltungen kaum mehr wichtig zu nehmen sind.

Wenn Rh. Davids und andere Buddhaforscher die Zahl der Buddhisten mit vier- bis fünfhundert Millionen angeben, so rechnen sie die ganze Einwohnerzahl Chinas mit. Irrtümlicherweise. Wohl hat der Buddhismus suggestive Macht und seine Anpassungsfähigkeit die altchinesischen Glaubensreligionen zu überwuchern vermocht, aber erstickt worden ist weder der Konfuzianismus noch der Taoismus.

Der Konfuzianismus blieb stets Staatsreligion und wer sich zu den Gebildeten unter den Chinesen rechnet — und deren sind viele — will nichts von Götzen wissen. Die Großzahl aber derjenigen, die Götzendienst tun, weiß nicht, ob sie zu buddhistischen oder taoistischen Idolen betet. Das Volk geht eben zu den Göttern, von denen es am meisten

Heil und Segen erwartet, ohne lange zu fragen, welcher Glaubensrichtung die hölzernen Leutchen angehören. Im Grunde ist jetzt wie vor Jahrtausenden schon, den Chinesen wichtiger als aller Götzenkult die Verehrung, der Kult der Ahnen und die Abwehr der Dämonen. Und so verwachsen ist das chinesische Volk seit uralten Zeiten mit dem Totenkult, daß er zu einem eigentlichen Bollwerk geworden ist, an dem die christlichen sowohl als die mohammedanischen Missionen zerschellen. Wenn es auch unter den Konvertiten solche gibt, die für den Augenblick darüber hinauskommen — auf die Dauer vermögen die wenigsten die seit ungezählten Generationen in Fleisch und Blut übergegangenen Gepflogenheiten hinter sich zu lassen. Nie und nimmer wäre es dem Buddhismus gelungen, sich eine Machtstellung im Reiche der Mitte zu erringen, hätte er nicht dem Totenkult sich anzupassen gewußt.

Die vielen Erfolge, die die Jesuitenmissionen des 16. und 17. Jahrhunderts aufzuweisen hatten, waren zum allergrößten Teil den Konzessionen zu verdanken, die der Ahnenverehrung gemacht worden waren. Doch Konzessionen und Erfolge waren nicht von langer Dauer. Ein im Jahr 1700 in Köln gedrucktes Büchlein, herausgegeben von einem „religieux Docteur et Professeur en Theologie", schildert an Hand von Briefen, die an den Papst geschrieben worden, den Kampf gegen die Jesuitenmission in China. Voll übersiedender Entrüstung wendet der Dominikanerorden sich gegen die Duldsamkeit der Jesuiten, die den chinesischen Christen erlauben, nach althergebrachter Weise ihren Ahnen und ihrem Nationalheiligen Konfuzius zu opfern. Die Konfuzianer werden eine „Sekte von Gelehrten" genannt. Ihre Gebräuche, „die vom Teufel, dem verfluchten Affen der hehren Gottheit", diesen Völkern inspiriert worden", werden mit den Kultgebräuchen der heidnischen Griechen und Römer verglichen. Entsetzen hat die Dominikaner ergriffen, daß man Konfuzius, dem Atheisten, das Prädikat „Heilig" gelassen. „Könnte man

ohne Scham daran denken, daß einem Seneka, einem Sokrates, einem Antonius Pius der Titel „Heilig" beigelegt würde? Hat nicht Augustin, das Orakel der Kirche, unwiderleglich bewiesen, daß kein Heide wirkliche Tugend besitze?" So schrieben die dominikanischen Missionare und sie fügten hinzu, daß selbst die chinesischen Mohammedaner nicht nur die ungläubigen Chinesen verachten, sondern auch von ihren eigenen islamitischen Brüdern alle diejenigen wie Abtrünnige betrachten, die Staatsexamen machen und Beamte werden, da sie damit zur Sekte der Gelehrten, die Konfuzius zu ehren haben, übergehen.

Während Papst Alexander XII. den Jesuiten recht und auch zugegeben hatte, daß der klassische Shang-ti als der wahre Gott anerkannt werde, hat sein Nachfolger Clemens XI. weder Shang-ti noch Konfuzius noch die Ahnen gelten lassen. Seither haben die christlichen Missionen in China nur schwache Fortschritte zu verzeichnen.

Auf einem Religionskongreß in Schanghai 1890 kam die Zulassung des Totenkult in die christliche Kirche wieder zur Sprache. Doch wurde sie entschieden abgelehnt.

Seit einigen Jahrzehnten machen islamitische Missionen große Anstrengungen in China, ohne aber hervorragende Erfolge zu verzeichnen. Daß es unter dem Vierhundert-Millionen-Volk der Chinesen zwanzig Millionen Mohammedaner und nur anderthalb Millionen Christen gibt, hat seine Ursache in der geschichtlichen Entwicklung der Turkestanvölker.

Als im Jahr 1913 anläßlich der Republikerklärung Yüanschikai, der erste Präsident, an die christliche Kirche das Ersuchen gestellt, für die Wohlfahrt der neuen Regierung zu beten, kam in Chinas christlichen Kreisen die Hoffnung auf, das Christentum werde in naher Zukunft an die Stelle des zu Tode getroffenen Konfuzianismus treten. Diese Zuversicht hatte eine gewisse Berechtigung in dem Umstand, daß sogar Japan, welches doch der christlichen Lehre von jeher abweisend gegenübergestanden, zur Zeit der großen Umwälzung, als alles im Staats-

haushalte nach europäischem Muster umgewandelt worden war, einen Augenblick daran gedacht, den christlichen Glauben zur Staatsreligion zu erheben. Doch die klugen japanischen Politiker, den demokratischen Einfluß Amerikas fürchtend, hatten rechtzeitig erkannt, daß ihre Urreligion, der Shintoismus, mit seiner Vergötterung des Kaiserhauses für das Land die weiseste Religion sei.

Anders lag aber der Fall für China, das eine Demokratie werden wollte. Trotzdem unter den Parlamentariern einige Christen waren und trotzdem die Staatsform der Republik in krassestem Widerspruch steht zu dem starren Konservatismus der konfuzianischen Lehre, deren oberster Grundsatz ja bereits gestürzt war — wurde nach langem und eifrigem Hin- und Herberaten der Konfuzianismus als Staatsreligion beibehalten. Immerhin kann letzterer die Stellung nicht mehr behaupten, die er Jahrtausende lang innegehabt. Die klassische Literatur, vielmehr deren Wortklauberei, wird fortan, wenn auch nicht ganz aus den Schulen verbannt, so doch nicht mehr wie bisher deren wichtigster Unterrichtsgegenstand sein. Die Befürchtung, ein Unterdrücken des Klassizismus begünstige ein Emporblühen der Götzenkulte, wird in sich zusammenfallen, sobald einmal — wie beabsichtigt ist — die Übersetzungen von europäischen Lehrbüchern in den chinesischen Volksschulen eingeführt werden. Zum Teil ist letzteres bereits geschehen. Die von europäischen und amerikanischen Missionsgesellschaften seit Jahrzehnten ohne Religionszwang betriebenen Unterrichtsanstalten wurden zum Vorbild genommen, als im Jahr 1914 das Parlament die Gründung einer Million neuer Schulen beschloß.

So wird denn Aufklärung an der Arbeit sein, das älteste Kulturvolk der Erde aus der trostlosen Öde, in die es geraten, nach und nach wieder hinauszuführen. Möge diese Aufklärung so geschehen, daß dadurch den Ostasiaten nicht nur äußerlich geholfen wird und sie einfach europäisiert werden. Nein. So, daß die Erlösung aus der geistigen Er-



starrung zu einer innerlichen, zu einer in Tiefen schürfenden sich gestalte.

Von selbst werden die Chinesen dann das, was an ihren Kulten und Gebräuchen verflachend wirkt und das was belächelnswert ist, abstreifen, um heimzufinden zu dem Ewigen in ihren alten Lehren.



Benützte Literatur

Viktor von Strauß und Torney: Der altchinesische Monotheismus.
" " " " " Schiking.
" " " " " Tao te king.
Richard Wilhelm: Vom Sinn und Leben ‹Tao te king›.
" " Kungfutse Gespräche ‹Lun-yü›.
" " Liä Dsis Schriften ‹Tschung Hü, Dschen Ging.›
" " D'schuang Dsis Schriften ‹Nan Hua Dschen Ging›.
H. Oldenburg: Buddha.
Köppen: Die Religion des Buddha.
Rhg. Davids: Der Buddhismus.
W. Grube: Religion und Kultus der Chinesen.
P. Tschepe: Die Chüfuheiligtümer.
" " Der T'aischan.
James Legge: Chinese Classics.
M. Chavannes: T'ai chan.
J. J. M. De Groot: Les fêtes annuellement célébrées à Emoui.

Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München

